

SUPERVISION

Theorie – Praxis – Forschung Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift (peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

in Verbindung mit:

Univ.-Prof. Dr. phil. **Jörg Bürmann**, Universität Mainz
Prof. Dr. phil. **Wolfgang Ebert**, Dipl.-Sup., Dipl.-Päd., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Dipl.-Sup. **Jürgen Lemke**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Prof. Dr. phil. **Michael Märten**, Dipl.-Psych., Fachhochschule Frankfurt a. M.
Dr. phil. **Robert Masten**, Department of Psychology, Faculty of Arts, University of Ljubljana, Slovenia
Univ.-Prof. Dr. phil. **Heidi Möller**, Dipl.-Psych., Universität Kassel
Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach
Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen
Prof. Dr. phil. **Alexander Rauber**, Hochschule für Sozialarbeit, Bern
Ireen Ruud, MSc., Høgskolen i Buskerud, Norwegen
Dr. phil. **Brigitte Schigl**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems
Univ.-Prof. Dr. phil. **Wilfried Schley**, Universität Zürich
Dr. phil. **Ingeborg Tutzer**, Bozen, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

www.fpi-publikationen.de/supervision

SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung

Ausgabe 05/2009

Zur Entwicklungsgeschichte der Nonverbalen Kommunikation
und ihrer Bedeutung für die Praxis der Supervision

*Marianne Müller, Zürich**

* Aus dem Studiengang Supervision (Leitung Prof. Dr. mult. H.G. Petzold), Zentrum für IBT, Faculty of Human Movement Sciences, Free University Amsterdam. Die Arbeit wurde 2005 im Studiengang bei Prof. H. Petzold als Leistungsnachweis geschrieben.

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung
2. Charles Darwin: Die Entstehung der Arten
3. Charles Darwin: Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren
 3. 1. Ausdrucksverhalten bei Tieren
 3. 1. 1. Ausdrucksmittel
 3. 1. 2. Ausdrucksformen
 3. 2. Spezielle Ausdrucksweisen beim Menschen
4. Michael Argyle: Körpersprache und Kommunikation
 4. 1. Emotionen und Einstellungen
 4. 2. Erkennungssignale
 4. 3. Mitteilungen über die Aussenwelt
 4. 4. Körpersprache in der menschlichen Gesellschaft
 4. 4. 1. Äusserung von Gefühlen
 4. 4. 2. Mitteilen von interpersonalen Einstellungen
 4. 4. 3. Mitteilungen über die Persönlichkeit
 4. 4. 4. Nonverbale Kommunikation beim Reden
 4. 4. 5. Riten und Zeremonien
 4. 4. 6. Politik und Werbung
 4. 4. 7. Verschiedene Körpersignale
5. Zusammenfassung
6. Schlussbemerkungen

1. EINLEITUNG

In der Integrativen Therapie und Integrativen Supervision hat die Dimension der Nonverbalität hohe Relevanz aufgrund der Arbeiten und Entwicklungen von *Hilarion G. Petzold* (1974j, 1988n) mit der „Integrativen Leib- und Bewegungstherapie“ die auch in die Supervision hereinwirkte (*Petzold, Orth* 1988). Das Thema ist in der Supervision vernachlässigt, stellt aber ein Schwerpunktsinteresse in der Integrativen Supervision dar, zumal wichtige Fragen wie das Körper-Seele-Problem (idem 2009d) oder das Lernen über Spiegelneuroneneffekte (idem 2002j; *Lamacz-Koetz, Petzold* 2004) mit ihm verbunden sind und das Konzept des „Informierten Leibes im Polylog“ (idem 2004h) eine Basis für Psychotherapie und Supervision – nicht nur im Integrativen Ansatz – darstellt.

Mal wieder ist Evolution in aller Munde:

Lag Darwin falsch? Fragt der Leitartikel des Wissenschaftsmagazins *National Geographic* in seiner Novemberausgabe 2004. Auch eineinhalb Jahrhunderte nach der seiner revolutionären Evolutionstheorie droht Bildungsministerinnen die Entlassung, wenn sie Darwin und seine Lehre aus dem Lehrplan entfernen wollen. So geschehen in Italien im Frühjahr des Jahres 2004.

Und Darwin hat doch recht ist die Antwort darauf und der Titel des Buchs von Ernst Mayr (1994), der nach kritischer Analyse der Darwin'schen Lehren in dieses Galileische Pathos ausbricht. Selbst im heutigen Amerika von Bush entflammt die alte Kontroverse zwischen Evolutionisten und Kreationisten aufs Neue, die im Jahre 1925 den Prozess gegen einen jungen Biologielehrer in Dayton/ Tennessee zur Folge hatte, der Evolutionstheorie lehrte und deswegen zu einer Geldstrafe verurteilt worden war. (TA am 17. und 25. Februar 2005 unter dem Titel „Gott erschuf den Amerikaner am sechsten Tag“)

Fast alle Phänomene des Lebendigen und da sind Pflanzen mit eingeschlossen, lassen sich evolutionstheoretisch hinterfragen und möglicherweise erklären. Die grosse WARUM Frage sucht nach sinnvollen Antworten aus der Vergangenheit, um Nutzen und Absicht von Gegebenheiten und Merkmalen zu verstehen. Und Darwin hat in der Tat Antworten, wenn auch für manche Menschen auch unangenehme, gegeben:

Dass seine Evolutionstheorie bis heute immer mal wieder umstritten ist, hängt mit dem Fanatismus fundamentaler Christen, ultraorthodoxer Juden und radikaler Islamisten zusammen, die sich eine Welt und deren Erschaffung einfach nicht ohne Gott vorstellen können oder wollen. An eine Evolution wie Darwin sie beschrieb glauben in Deutschland heute mit 46% fast jeder Zweite, in Oesterreich knapp 41%, in der Schweiz sogar nur jeder Dritte und in Amerika seit der letzten Debatten nur noch jeder zweite....

Eine Arbeit, die sich mit der Entwicklungsgeschichte der nonverbalen Kommunikation auseinandersetzt, kommt um Darwin nicht herum. Hat er doch sowohl in dem umfassenden Werk **Die Entstehung der Arten** (1858) als auch in dem später folgenden über den **Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren** (1872) wertvolle, ja bahnbrechende Beobachtungen zu der Entwicklungsgeschichte der Lebewesen gemacht. Ausgehend von der revolutionären Entdeckung, dass sowohl die Mensch- wie auch die Tierheit sich aus gemeinsamen Vorfahren entwickelt haben und nicht durch einen grossartigen Schöpfungsakt in sieben Tagen

entstanden sind, werden in dieser Arbeit aus „die Entstehung der Arten“ einige Grundthesen der natürlichen Auslese beschrieben.

Im Sinne einer Weiterentwicklung des eher phänomenologischen Ansatzes von Darwin soll anschliessend die mehr kommunikationsbezogene Sichtweise von Michael Argyle in **Körpersprache und Kommunikation** (2002) betrachtet werden. Untertitel wie „Mitteilungen über die Persönlichkeit“ und „Mitteilungen über interpersonale Einstellungen demonstrieren diesen Ansatz. Auch er beschreibt in einem ersten Teil den „tierischen Ursprung“ unserer Körpersprache und gibt damit, wie Darwin, Erklärungsversuche für Phänomene, die heute vielleicht ihre Bedeutung verloren haben, aber immer noch rudimentär in unserem Ausdruck vorhanden sind. Und wann und warum sie entstanden sind. Die Antworten auf die Frage warum nonverbale Kommunikation überhaupt verwendet wird schaffen die Verbindung zur Bedeutung der nonverbalen Kommunikation für die Praxis der Supervision und sollen diese Arbeit beenden.

2. CHARLES DARWIN Die Entstehung der Arten

Charles Darwin, Naturforscher, Beobachter, philosophischer Theoretiker, mutiger Hypothetiker, eigenständiger Denker und neugieriger Experimentator, ging im Jahre 1831 auf eine Schiffsreise zu den Galapagos Inseln, um die verschiedenen Arten in ihren unterschiedlichen Lebensräumen zu erforschen und kehrte erst 5 Jahre später zurück. Ihn interessierten Fragen wie:

Wie entstehen neue Arten?

Wie erklärt sich die Mannigfaltigkeit der Arten?

Warum sterben Arten aus?

Welchen Gesetzen unterliegen Veränderungen innerhalb von Arten?

Aufgrund seiner Beobachtungen und Aufzeichnungen kam er zu folgenden Ergebnissen:

Lebewesen produzieren wesentlich mehr Nachkommen, als für die Erhaltung der Art notwendig wäre.

Da die Ressourcen der Umwelt begrenzt sind, können nicht alle Nachkommen überleben.

Nur die gut an die Umwelt angepassten Nachkommen haben eine Chance zu überleben. Durch Natürliche Auslese, Selektion.

Die Anpassung an die Umwelt ist zum grossen Teil genetisch bedingt, so dass die positiven Eigenschaften an die Nachkommen vererbt werden können.

Als Folgerung davon kommt es im Laufe der Zeit zu einer immer perfekteren Anpassung der Lebewesen an die Umweltverhältnisse: Evolution.

Auf die Frage ob Selektion Zufall oder Notwendigkeit beinhaltet, fand Darwin die brillante Antwort: beides trifft zu: bei der Variation, der Entstehung von Neuem, dominiert der Zufall – bei der Selektion, wo sich entscheidet, wer überlebt überwiegt die Notwendigkeit.

Dass er mit seinen Erkenntnissen die bis dahin unangefochtene Schöpfungsgeschichte in Frage stellte, war ihm wohl bewusst und es brauchte einen langen inneren Kampf, damit an die Öffentlichkeit zu gehen. Zwar konnte er sich auf tradierte Grundlagen stützen, z.B. auf Thales und **Aristoteles**, der über die Bildung der Zähne bereits geschrieben hatte, „dass sie durch eine Notwendigkeit hervorzunehmen...“ und auch auf seinen Zeitgenossen **Lamarck** (1815), der in seiner philosophie zoologique formulierte: „die Arten, mit Einschluss des Menschen, stammen von anderen Arten ab“. Demnach waren alle Veränderungen Folgen von Naturgesetzen und nicht das Produkt von Zufällen.

Was er auf den Galapagos Inseln herausgefunden hatte und durch Befragung anderer Naturforscher und Tierzüchter in Erfahrung brachte war, dass Veränderung von Lebensumständen gemeinsam mit Trennung und Isolierung von der Elterngeneration zu Veränderungen im genetischen Material führen konnte.

Für ihn war „natürliche Zuchtwahl“ das Prinzip der Erhaltung oder das „Überleben des Tüchtigsten“ (Herbert Spencer. 18..) das zu einer Verbesserung eines Geschöpfes gegenüber seinen Lebensbedingungen und damit zu einem Fortschritt der Organisation führte. Das Gegenteil, nämlich die „Divergenz der Charaktere“ führte zum Aussterben einer Art. Lamarck hatte bereits

- * die Lebensbedingungen

- *die Kreuzung bereits bestehender Formen

- * Gebrauch oder Nichtgebrauch, also die Macht der Gewohnheit als

Grundlagen der allmählichen Entwicklung der Arten beschrieben. Und den entscheidenden Hinweis erhielt Darwin von Malthus (1838), der in seinem Aufsatz über das Bevölkerungsgesetz eine Überbevölkerung visionierte, im Falle, dass es keinen Wettbewerb und keinen Kampf ums Dasein in der Natur gäbe. (O-Ton Darwin dazu: „Nun hatte ich endlich eine Arbeitshypothese...“) Der Ausdruck „Kampf ums Dasein“ beinhaltet explizit die Abhängigkeit der Wesen von einander und von der Umwelt und macht Darwin zu einem der ersten Sozialpsychologen, die erst sehr viel später mit ihrer Wissenschaft vom Umgang der Menschen untereinander auf den Plan kamen. Auch weiteres Gedankengut dieser Ausrichtung, nämlich das von Selbstverwirklichung und Selbstermächtigung und anderen intrinsischen Bedürfnissen kommen in Aussprüchen wie: „jedes organische Wesen strebt die äusserste Vermehrung der Kopffzahl an“ biologisch zum Tragen.

Am Beispiel der allmählichen Entwicklung des Auges, von der einfachsten Art in Form eines mit Pigment bekleideten, von durchsichtiger Haut bedeckten Sehnerves über die zahlreichen Facetten auf der Hornhaut bei Insekten bis zum hochkomplexen menschlich-säugetierischen Sehapparat zeigt er die verschiedenen Übergangsformen, die sich immer komplexeren Funktionen angepasst haben. Neben dem Schock, der eine Erklärung der Welt ohne Gott auslöste, begann man allmählich den Evolutionismus zu rezipieren und man unterschied zwischen horizontalem (in der Dimension des Raumes, Darwin) und vertikalem (in der Dimension der Zeit, Lamarck) Evolutionismus. Darwin`s Fazit war die Erklärung der Evolution als Abzweigungsprozess, der mit dem Bild des Stamm“baumes“ die Verästelungen von Arten in Gattungen, Klassen, Familien bezeichnete.(Abbildung?)

Ernst Mayr, „der Darwin des 20. Jahrhunderts“ spannt den Bogen bis heute, indem er sagt, „die Abstammung des Menschen vom Affen, wie sie von Darwin zuerst behauptet wurde, warf sogleich Fragen nach dem Ursprung des Denkens und dem Bewusstsein auf, die bis in die Gegenwart umstritten sind“ (1994). Gleichzeitig beschreibt er in einem Interview in der Weltwoche Nr.27.04 den wohl wesentlichen Unterschied zwischen Glauben und Wissenschaft folgendermassen: „Wer an eine

religiöses Dogma glaubt, akzeptiert es, ohne zu zweifeln. Ein Wissenschaftler zweifelt immer an allem.“

Als Synthese von Glauben und Wissen kann man schliesslich Darwin`s Bekenntnis auf der Rückseite des Covertextes der Reclam-Ausgabe von „die Entstehung der Arten“ von 1996 werten:

„ Ich bin fest überzeugt, dass die Arten nicht unveränderlich, sondern dass die zu einer Gattung gehörenden die Nachkommen anderer, meist schon erloschener Arten, und dass die anerkannten Varietäten einer bestimmten Art Nachkommen dieser sind. Und ebenso fest bin ich überzeugt, dass die natürliche Zuchtwahl das wichtigste, wenn auch nicht einzige Mittel der Abänderung war“.

Wichtig war noch für Darwin die Erkenntnis, dass Veränderungen in der Natur sich allmählich und graduell entwickelten, was wiederum der gängigen Meinung vom Saltationismus, nämlich der sprunghaften Veränderung widersprach.

Mit der Entwicklung des evolutionären Denkens stellte Darwin die christlichen Glaubenselemente und zwar die vier Stützpfeiler des christlichen Dogmas in Frage:

- den Glauben an eine unveränderliche Welt, abgesehen von kleinen Störungen wie Überschwemmungen, Vulkanausbrüchen, Entstehung von Gebirgen. Man hielt die Welt für nicht wesentlich verändert und auch erst vor kurzer Zeit erschaffen.
- Den Glauben an die Erschaffung der Welt als einmaligen Schöpfungsakt durch einen Schöpfer (Gott).
- Den Glauben an eine Welt, die von einem weisen und gütigen Schöpfer als „beste aller möglichen Welten“ (Leibnitz) geplant und erschaffen worden war.
- Den Glauben an die einzigartige Stellung des Menschen in der Schöpfung. Der Mensch als Krone der Schöpfung. Der Mensch hat eine Seele, Tiere haben keine. Ein Übergang vom Tier zum Menschen ist unmöglich.

Nicht nur das christliche Denken seiner Zeit stellte Darwin mit der Veröffentlichung seiner Lehre grundlegend auf den Kopf, auch das philosophische musste sich einer Wandlung unterziehen:

Die Philosophie des **Essentialismus**, der typologisierende Verallgemeinerung vertrat und Darwins Meinung von der Einzigartigkeit des Individuums widersprach. Die ausserdem von sprunghaften Veränderungen (Saltationismus) anstelle von generationendauernden Variationen (Gradualismus) überzeugt war.

Die Philosophie des Kartesisch-Newton'schen **Determinismus**, der Voraussagen und Gesetze vertrat anstelle von Zufall und „higgledy-piggledy“ Theorien, wie Herrschel die natürliche Auslese nannte.

Und schliesslich die Philosophie der **Teleologie**, des Glaubens an „Endzwecke“ und Finalismus, die mit Aristoteles („die Natur macht nichts umsonst“) ihren prominentesten Vertreter hatte. Bis die Evolution anerkannt wurde, gab es keine denkbare Alternative zum Zufall als die „Notwendigkeit“, das heisst Gottes Plan.

Ernst Mayr kommt in seinem Werk „Und Darwin hat doch recht.“ zu dem lapidaren Schluss:“ Der Prozess der natürlichen Auslese ist willkürlich und opportunistisch.“ Und: „Charles Darwin beraubte den Menschen seiner einzigartigen Stellung im Universum und ordnete ihn in den Strom tierischer Evolution ein“.

Aus den Tatsachen der Überfruchtbarkeit, der Stabilität der Populationen und der Begrenztheit der Ressourcen leitete Darwin seine erste grosse Schlussfolgerung ab: den Kampf ums Dasein, der das Gleichgewicht in der Natur wieder herstellen sollte. Er selbst bezeichnete sich als „Kaplan des Teufels“ (2001), der die Grausamkeit der Natur, den Krieg der Natur aber auch gleichzeitig die schönsten und wundervollsten Formen in der Natur sah. Ob die Auslese natürlich oder künstlich, durch Menschen am domestizierten Produkt stattfand, immer ging es um die bessere Anpassung, die sowohl Überleben wie auch Fortpflanzung ermöglichte. Auslese führt auf zwei Ebenen zur Veränderung, auf der Ebene der Gene und auf der Ebene der Art. Mit dem Darwinismus begann eine absolut neue Weltsicht, die sowohl den Bereich der Wissenschaft als auch den der Philosophie entscheidend prägte und sich in zwei Strömungen zeigte:

1. Der Erklärung der Welt durch natürliche Prozesse
2. Einem adaptiven evolutionären Wandel unter Einwirkung natürlicher Auslese und zufälliger Variation.

August Weismann (1834 – 1914) einer der führenden Evolutionsbiologen unterstützte Darwin in seiner Evolutionstheorie, vertrat den Selektionismus und bewies ihn mit der Deszendenztheorie am Beispiel der Zeichnung von Schmetterlingsraupen, „alles ist nur so vollkommen, wie es sein muss, um das zu leisten, was es leisten soll.“ Mit seiner intellektuellen Vorarbeit („Vererbung ist partikulär, das Individuum ist das Zielobjekt der Selektion, nicht das Gen“) bereitete er schliesslich den Mendelismus vor....

3. CHARLES DARWIN Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren

Sein Hauptwerk „Die Entstehung der Arten“ brachte eine neue Weltsicht von ähnlich bahnbrechender Art wie die Galileische Erkenntnis, dass die Erde eine Kugel ist und sich um die Sonne dreht, in die Wissenschaft und in das Denken der Menschen und hätte schon genügt, um ihm Ruhm und Ehre als Genie zu zollen. Aber nicht genug damit; er schreibt ein weiteres Werk, in dem er sich zur Untermauerung seiner Theorie, nämlich dass das Ausdrucksverhalten als Produkt der Evolution gesehen werden kann, den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren zum Thema nimmt und damit einen unersetzlichen Beitrag zum Thema dieser Arbeit über nonverbale Kommunikation leistet. Seine akribischen Beobachtungen, seine Bereitschaft zum Austausch mit anderen Wissenschaftlern und seine Fähigkeit, sich selbst und seine Beobachtungen immer wieder in Frage zu stellen, machen das Studium dieses Buchs zu einem bereichernden Lesevergnügen.

In der kritischen Einführung von **Paul Ekman** wird oftmals die mangelnde Wissenschaftlichkeit, die Tatsache, dass sich Darwins Ergebnisse nur auf Einzelbeobachtungen berufen und dass er sich wenig um den kommunikativen Wert der Gemütsbewegungen kümmerte bemängelt, aber unbestritten bleibt die Wichtigkeit und Ausführlichkeit der Untersuchungen.

Wieder beruft sich Darwin auf „Vordenker“ wie den Anatom und Physiologen Sir Charles **Bell**, der eine Beziehung zwischen Bewegung und Atmung herstellte, auf **Lavater**, der einen Zusammenhang zwischen Grösse und Form der Gesichtszüge herstellte und Schlüsse auf den Charakter zog, wie auch auf **Duchenne**, der Gesichts- und Handmuskeln mit Hilfe von Elektrizität erforscht hatte. (Vergl. später in dieser Arbeit: willkürliches und unwillkürliches = Duchenne-Lächeln) Oder auch **Gratiolet**, der Sinne, Einbildungskraft, ja sogar das Denken nicht ohne begleitende Empfindungen sehen konnte und **Pideret**, der in Schmerz und Lachen durch Stirnerunzel und Tränen Gemeinsames erkannte.

Unter drei Prinzipien betrachtete Darwin seine „Objekte“ der Forschung:

1. **Das Prinzip zweckmässiger assoziierter Gewohnheiten**, also „die Macht der Gewohnheit“, wobei er zwischen unterstützenden Bewegungen, Reflextätigkeiten und Instinkten unterschied.
2. **Das Prinzip des Gegensatzes**, das heisst am Beispiel von Hund und Katze wie schnell aus einem Angriffsverhalten im Zustand der Bedrohung Unterwerfungsverhalten im Zustand der Zuneigung werden kann.
3. **Das Prinzip des erregten Nervensystems**, unabhängig von Willen und Gewohnheit. Also im Grunde die regulierende Rolle des Vagus beim Ausdruck von heftigen Gefühlen in Form von Drüsentätigkeit, Herzfrequenz, Erbleichen, Erröten, Erzittern, Zähneklappern, kurz, was wir heute als autonome Körperreaktionen bezeichnen würden. Eindrücklich ist Darwins „Übersetzung“ der Körpersprache wie zum Beispiel: Schmerzen „abschütteln“ wollen beim sich Krümmen und heftig Bewegen, Etwas tun wollen bei verzweifelterm Händeringen, Kämpfen und Umsichschlagen wollen bei Wutausbrüchen. Auch die physiologische Vorbereitung auf Aktionen zum Beispiel: Zorn führt den Händen Blut zu (Angriff), Angst treibt das Blut in die Beine (Flucht) wird von ihm im intentionalen Sinne interpretiert.

Grundsätzlich unterscheidet er zwischen **Gefühlsregungen**, die kurz und episodisch auftreten und **Empfindungen**, die sich über längere Zeiträume erstrecken, wie Hass, Neid oder Liebe. Und sein besonders Interesse galt den Handlungen, die am wenigsten unter der Kontrolle des Willens stehen; aus diesem Grunde erforschte er bevorzugt das Verhalten von Kindern, Tieren und Geisteskranken.

In seinem Buch unterscheidet er in einem ersten Teil ganz klar zunächst das Ausdrucksverhalten von Tieren, in einem zweiten Teil das von Menschen, um in einem dritten Teil synthetisch-synergisch die Gemeinsamkeiten und Unterschiedlichkeiten herauszuarbeiten. Diese Arbeit folgt den einzelnen Schritten, um dann Relevanzen für Nonverbale Kommunikation im Allgemeinen und für Supervision im Speziellen zu definieren.

3. 1. AUSDRUCKSVERHALTEN BEI TIEREN

3. 1. 1. Da werden zunächst die *Mittel des Ausdrucks* beschrieben, nämlich das Äussern von **Lauten** bei Erregung, Werbeverhalten, Mitteilen von Informationen und in Stimmkraft und Tonhöhe unterschieden. Das Vokabular von Bellen bis Singen, von Grunzen bis Fauchen, von Schnurren bis Winseln ist vielfältig und vielfältig interpretierbar. Die Brücke zum Menschen wird in folgender Vermutung geschlagen: „Es ist wahrscheinlich, dass nichtsprachliche Affektlaute oder Affektausbrüche den Ursprung sowohl der Musik als auch der Sprache bilden.“ Weitere Lautäusserungen jenseits der Respirationsorgane werden mit dem Stampfen der Kaninchen, dem Rasseln von Stachelschweinen, dem Klappern von Störchen und Schlangen und dem Summen und Brummen von Insekten erwähnt.

Das Aufrichten von Hautanhängen wie Haaren, Federn oder Stacheln bei Zorn oder Schreck lassen das betroffene Tier grösser und furchterregender erscheinen und wird oftmals von geöffneten Schnäbeln, ausgebreiteten Flügeln zur Bedrohung begleitet.

Das Aufblähen des Körpers durch vermehrtes Luft einatmen dient dem gleichen Zweck, bei Fröschen und Kröten nicht nur dem Grösser erscheinen sondern auch noch, um nicht verschlungen zu werden. Seitliches Halsaufblähen dient zum Beispiel der nicht giftigen Brillenschlange zur „Verkleidung“ als Cobra. (So wie sich die fauchende Katze gerne der Schlangen“sprache“ bedient.)

Zurückziehen der Ohren und Andrücken an den Kopf zeigt einen „bösen Gemütszustand“ und soll verhindern, an den Ohren angegriffen zu werden. Während **das Aufrichten der Ohren** bei Schreck und Aufmerksamkeit meist mit einem Aufrichten des Kopfes verbunden ist („damit ihnen kein Laut entgeht“). Kleinere Tiere richten sich sogar bis auf die Hinterbeine auf.

3. 1. 2. *Spezielle Ausdrucksformen der Tiere* untersucht dann im Einzelnen: Hund, Katze, Pferd, Wiederkäuer im Allgemeinen und schliesslich als direkte Vorfahren des Menschen den Affen.

HUND: Nach dem Prinzip der assoziierten Gewohnheit wird der steife Gang mit aufrecht gehaltenem Schwanz bei Feindseligkeit beschrieben, als Zeichen der angespannten Muskulatur und dem gegenüber das Schwanzwedeln bei Freude und Zuneigung als Zeichen, sich am Herrn reiben und vom Herrn gerieben werden wollen. Laut Gratiolet erzeugen Liebkosungen Wellenbewegungen bis zum Ende des Rückens, deshalb wedelt der Schwanz. Herunterhängende Ohren als Ausdruck totaler Entspannung (alle Laute ausschliessen, um sich ganz auf die Liebkosung zu konzentrieren). Hände und Gesicht des Herrn als Liebesbeweis lecken wollen kann gleichzeitig Duft auftragen bedeuten. Zuneigung zum Herrn ist mit Unterwürfigkeit gepaart, mit Kriechen, auf den Rücken legen, Schwanz einziehen. Ursprünglich stammt diese Haltung aus Rivalitätskämpfen und zeigt das Bestreben durch Zusammenziehen des gesamten Körpers, möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten. Wölfe, Schakale, Hyänen und Füchse stammen aus derselben Familie und unsere domestizierten Hunde treten immer noch das Steppengras herunter, wenn sie sich vor dem Hinlegen etliche Male um sich selber drehen.

KATZE: Bei der Katze fällt die kauernde Stellung in Feindseligkeit auf, als Bereitstellung der Vorderfüsse zum Schlagen, während in Zuneigung eine aufrechte Haltung mit erhobenem Schwanz gezeigt wird. Stampfen und

Schnurren bei Wohlbehagen erinnern an den „Milchtritt“ beim Saugen und werden lebenslang beibehalten. Bei Schreck wird gespuckt, gezischt und geknurr, der Katzenbuckel lässt sie im Bedrohungsfall grösser erscheinen. Das Schnurren beim Einatmen und Ausatmen wurde als Mittel zur Stärkung sozialer Bindung entwickelt; Puma, Leopard und Ozelot schnurren auch, Tiger nur im Ausatmen mit kurzem Schnüffeln und Schliessen der Lider.

PFERD: Pferde zeigen Ungeduld durch Stampfen auf den Boden. Bei Schreck fährt der Kopf senkrecht nach oben, die entblössten Schneidezähne zeigen die Bereitschaft zum Beissen, Augen und Ohren können bei Aufmerksamkeit zurückgedreht werden. Wiehern kann Freude und Ärger ausdrücken. Fluchtbereitschaft wird durch Schnauben, mit erweiterten Nüstern als Atemhilfe angekündigt.

WIEDERKÄUER: zeigen eher wenig Ausdruck; ein wütender Bulle senkt den Kopf, stampft und brüllt mit erweiterten Nasenlöchern. Schafe und Gämsen stampfen auch und pfeifen, wenn sie erschrecken durch die Nase. Hirsche fuchteln mit dem Geweih, wenn sie zornig sind.

AFFEN: sind wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Menschen von besonderem Interesse. Darwin spricht in seinem nachfolgenden Buch „die Abstammung des Menschen“ von „höheren“ und „niederen“ Rassen und begründet auf ihrer Beobachtung seine Theorie von der „gemeinsamen Abstammung“.

Besonderes Interesse gilt der gemeinsamen -und auch unterschiedlichen – Mimik: dem Ausdruck von Gefühlsbewegungen wie Freude, Vergnügen, Zuneigung, wie Schmerz und Zorn, wie Schreck und Erstaunen. Die deutlichsten Unterschiede bestehen im Spiel der Lippen (Vorstülpen, Aufeinanderpressen, Zähne entblössen, um die „furchtbaren Gebisse“ zu zeigen,) und im Spiel der Augenbrauen. Durch die Tatsache, dass sie unbehaart sind, wirkt das Gesicht einerseits ausdrucksärmer, andererseits, weil sie nur rauf und runter bewegt werden können animalischer. Das Mitbewegen der Kopfhaut rückwärts und vorwärts vergrössert und vergrößert den Ausdruck. Beim Affen werden verschiedene Gemütsbewegungen gesondert betrachtet.

Vergnügen, Freude, Zuneigung: bellen und lachen mit vorgestreckten Lippen, aber auch mit zurückgezogenen Mundwinkeln (entblössten unteren Zähnen), was die unteren Augenlider leicht runzelt. Die Augen funkeln hell, zusammen mit einem Grinsen und Kichern zum Beispiel beim Gekitzelt werden. Lächeln und Lachen sogar mit Zittern von Lippen und Kinnladen wie bei uns.

Schmerz zeigt sich als weinen mit und ohne Tränen.

Zorn wird ausgedrückt in weit geöffnetem Mund wie beim Gähnen, um die „furchtbaren Gebisse“ zu zeigen. Das Schlagen mit der Hand auf den Boden kann die Absicht, einen Stein zu suchen andeuten.

Rotwerden vor **Wut** beim Makaken besonders am Po, Hervorspringen der Augenbrauenleiste mit drohendem Augenbrauenspiel, was Ursprung für menschliche Tics sein kann, zwar mit psychischer Ursache, aber losgelöst von Empfindungen. Lippen vor- und Lippen zurückziehen, Arme über dem Kopf zusammenschlagen, auf den Rücken rollen.

Bei leichtem **Ärger** oder **Enttäuschung** Lippen vorstülpen, was einen schmollenden Ausdruck vermittelt (Schnute) mit Lautgebung als Drohgebahren.

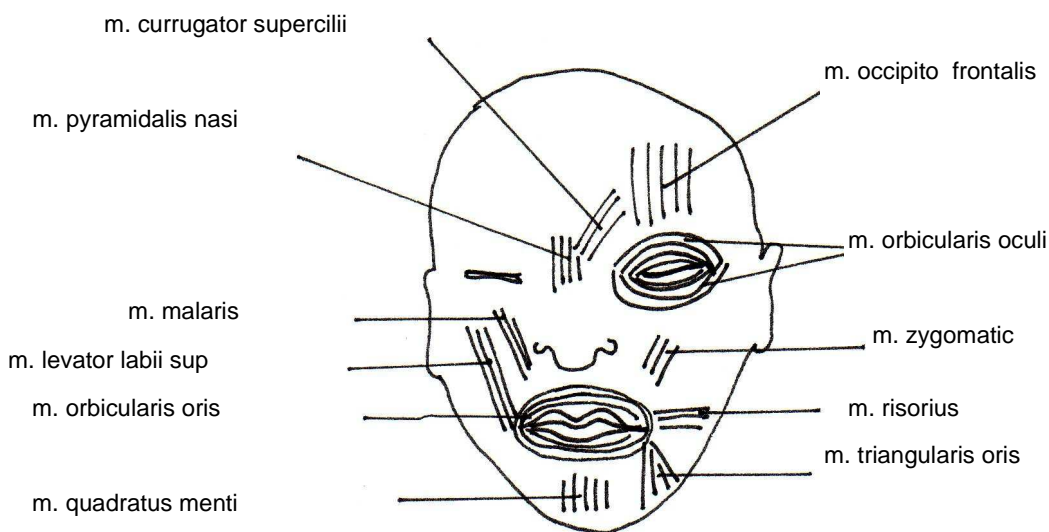
Bei **Konzentration** aufeinandergepresste Lippen, um nicht durch Atmen in der Konzentration gestört zu werden.

Schreck und Erstaunen äussert sich in starren, weit geöffneten Augen bei geschlossenen Mund und rauf und runtergehenden Augenbrauen. Was sich beim Menschen in vermehrter Einatmung zeigt, ist beim Affen auf die Ausatmung gerichtet zum Ausstossen eines schrillen Schreies.

Heftiger Schreck ruft autonome Körperreaktionen hervor wie Erbleichen und Zittern, und kann zu spontanem Entleeren von Exkretion führen.

3. 2. SPEZIELLE AUSDRUCKSWEISEN BEIM MENSCHEN

Bei allen mimischen Ausdrucksformen des Menschen geht Darwin von genauen anatomischen Bedingungen der Gesichtsmuskulatur aus. Siehe Skizze:



Er beschreibt exakt die Mitbeteiligung bestimmter Muskeln bei Leiden und Weinen, die Schrägstellung der Augenbrauen bei Gedrücktsein, Sorge und Niedergeschlagenheit und die Mitbeteiligung der Augenmuskulatur bei Freude, Lächeln und Lachen. Stirn- und Augenmuskeln bei Nachdenklichkeit und Versunkenheit, Schmollen und übler Laune, die Ringmuskulatur des Mundes bei Bestimmtheit und Entschiedenheit, das einseitige Hochziehen des Mundwinkels bei Geringschätzung, Verachtung und Abscheu. Besondere Aufmerksamkeit widmet er dem Erröten und dem Erbleichen, aus welchem Grund auch immer, unter Mitbeteiligung des vegetativen Nervensystems mit Auswirkungen auf die Kapillarmuskulatur der Haut und Blutgefäße.

LEIDEN UND WEINEN ist bei Kindern mit Schreien verbunden. Die fest verschlossenen Augen machen den Mund viereckig durch das Zusammenspiel von

1. Corrugator supercillii – Augenbraunenrunzler
2. Orbicularis palpebrarum – Ringmuskel des Auges
3. Pyramidalis nasi – Pyramidenmuskel der Nase

Darwins Annahme ist, dass die Augen geschlossen werden, um zu verhindern, dass zuviel Blut in die Augen schießt. Dass die Tränendrüsen entwicklungspsychologisch ein wenig Übung brauchen, um ihre Tätigkeit

aufzunehmen, spricht dafür, dass der Mensch vom Homo sapiens und nicht von den nichtweinenden anthropomorphen Affen abstammt. Das Tränenvergiessen kann aus diesem Grunde später (von Männern) besser kontrolliert werden. Geisteskranke und ältere Menschen weinen häufiger, weil sie es weniger kontrollieren (können?) und weil es durch geringen Anlass ausgelöst werden kann. Die Fähigkeit zu weinen kann durch Gewohnheit (das 1. Darwin`sche Prinzip) verstärkt werden. Phänomenologisch beschreibt Darwin das Weinen bei Kindern als langen Ton auf dem Ausatem, gefolgt von schneller kurzer, fast krampfartiger Inspiration, dem sogenannten Schluchzen, was sich im fortgeschrittenen Alter wieder verliert. Die Schultermitbewegungen sollen das Atmen erleichtern.

Die Augen fest zu schliessen dient auch beim Husten und Niesen, beim Würgen und Erbrechen, auch beim festen Pressen, um den Darm zu entleeren als Schutz vor zuviel Blutdruck. Oftmals wird zusätzlich noch die Hand auf die Lider gelegt, um das Gefässsystem vor dem Zerreißen zu schützen. Das Zusammenziehen des musculus orbicularis wirkt ausserdem noch wie eine Massage auf die Tränendrüse, sodass „Tränen aus dem Tränensack gepresst und auf die Wange ausgeschüttet werden.“ (Cuthbertson) Der gleiche Mechanismus wirkt beim Tränenlachen und beim Gähnen.

Evolutionsbiologisch gesehen nimmt Darwin an, dass das Leben auf dem Lande mit der Möglichkeit, Staubteilchen ins Auge zu bekommen die Aktivität und Herausbildung von Tränendrüsen gefördert hat und zu einem Reflex geworden ist, der bereits bei geringfügigem Reiz in Erscheinung tritt. Auch durch die Reizung der Nasenhöhlen oder einen Schlag ins Gesicht wird der gleiche Nerv, nämlich der 5. Hirnnerv aktiviert. Laut Darwin geschehen solche Aktivitäten zuerst willkürlich und werden später gewohnheitsmässig. Die zunächst rein mechanische Tränenabsonderung kann gewohnheitsmässig erhalten bleiben, auch wenn der Reiz des Auslösers nicht mehr vorhanden ist. Sein Fazit lautet: „Die Absonderung von Tränen dient zur Erleichterung des Leidens. Und in dem Masse, wie das Weinen heftiger und hysterischer wird, umso mehr wird die Erleichterung grösser sein. Wie auch ad Winden des Körpers, das Knirschen mit den Zähnen und Äusserung durchdringender Aufschrei – dass dies alles in der Seelenangst der Schmerzen Erleichterung gibt.“

KUMMER, SORGE, VERZWEIFLUNG rufen wenn exzessiv nach heftigen, beinahe wahnsinnigen Bewegungen, wie um Erleichterung zu verschaffen. Im Gesicht werden schlechte Durchblutung, schlaffe Muskulatur und matte Augenlider beschrieben und vor allem die schräge Stellung der Augenbrauen

Die so genannten **Gram-Muskeln** der corrugator supercilii
der orbicularis
der pyramidalis nasi und
der frontalis – besonders der Innenanteil

bilden zusammen die „Figur eines Hufeisens“ oder die drei Seiten eines Vierecks.

Zwillingsstudien haben ergeben, dass die Bewegungsfähigkeit der Gram-Muskeln erblich ist. Darwin beruft sich auf die Statue des Laokoon und bei Fra Angelos „Abnahme vom Kreuz“ auf eine beteiligte Person. Als Ursache sieht er ganz pragmatisch die Tatsache des Hinaufschauens an, die eine Reizung der Netzhaut durch das Licht zur Folge hat. Bei längerem Schauen ins Licht

kämpfen die Antagonisten (m. frontalis/ m. pyramidalis nasi) miteinander. Es scheint sich um ein Relikt früheren Weinens zu handeln, das zwar das Ausstossen von Schmerzenschreien kontrollieren d.h. verhindern kann, nicht aber die leichte Zusammenziehung der oben genannten Muskeln. „Als wären wir noch immer kleine Kinder, im Begriffe, laut aufzuschreien.“

Ein zweites Phänomen zum gleichen Gemütsausdruck ist das Herabziehen der Mundwinkel. Ausgeführt wird es von den depressores anguli oris (m. trianguloris), dem Antagonisten des grossen Jochbeinmuskels, nach Duchenne einer der am wenigsten unter Kontrolle stehenden Muskeln. Deshalb ist auch er ein Überbleibsel, wenn Traurigkeit oder der Beginn des Weinens angesagt wäre. Oftmals werden beide Bewegungen kombiniert, Schrägstellen der Augenbrauen und Herabziehen der Mundwinkel, was „ein langes Gesicht machen“ bedeutet. Dem 1. und 3. Darwin'schen Prinzip entsprechend wird „ein Zug von Nervenkraft mehreren gewohnten Kanälen entlang fortgeleitet und ruft auf jedem Punkt, wo der Wille nicht durch lange Gewohnheit bedeutende Gewalt des Eingreifens erlangt hat, eine Wirkung hervor“.

FREUDE äussert sich im Herumtanzen, in die Hände schlagen, Stampfen, in lautem Lachen und gibt Darwin Anlass, ihr ein besonderes Kapitel zu widmen. Über das Lachen und Lächeln. „Beim Lachen macht sich ein nervöser Energie-überschuss Luft: es erfolgt ein Ausfluss durch die motorischen Nerven auf verschiedene Klassen von Muskeln und hierdurch werden die halb konvulsivischen Tätigkeiten erzeugt, die wir Lachen nennen.“ Es wird ausatmend gelacht mit grosser Luftmenge unter hauptsächlichster Beteiligung des oberen Jochbeinmuskels zusammen mit dem Ringmuskel des Auges. Preuschoff unterscheidet deutlich zwischen Lachen und Lächeln, sieht auch nicht, dass das eine ein Übergang zum anderen ist. Duchenne macht die Unterscheidung zwischen echtem Lächeln (mit orbicularis-Beteiligung) und simuliertem Lächeln (ohne Augenmuskeln). Darwin schlägt einen Kompromiss vor: Lächeln mit m.zygomatikus major und m. orbicularis oculi. Es ist als „Duchenne-Lächeln“ in die Literatur eingegangen und schliesst ausserdem ein Senken der äusseren Augenbrauenpartie mit gleichzeitigem Senken der oberen Augenlidfalte als zuverlässiges Zeichen der Orbicularisbeteiligung mit ein. Zum echten Lächeln gehören zusätzlich glänzende Augen, als Folge ihres Gespanntseins, wenn sie aus Kreislaufgründen mit Blut gefüllt sind.

Entsprechend „macht jede Ursache, welche die Zirkulation herabsetzt, die Augen stumpfer“ (S.228). Lachen und Weinen verlängern die Ausatmung und unterbrechen ruckartig die Einatmung, weshalb sie auch dicht nebeneinander liegen mit schmalen Übergängen. („Brüllen vor Lachen“) Im Gegensatz zu Duchenne sieht Darwin fließende Übergänge vom Lächeln - zum Lachen - zum Lächeln. Im genauen Studium seiner eigenen Kinder hält er fest, dass sowohl Lächeln wie Weinen durch Übung erworben werden muss und Lächeln mit ca. 45 Tagen gekonnt wird. Ausgelassenheit und Heiterkeit sind auch von der Neigung bestimmt, „die Stirn zu entfalten“. Nach Sir Chr. Bell werden „in allen aufheiternden Gemütsbewegungen die Augenbrauen, Augenlider, Nasenlöcher und Mundwinkel erhoben, in den niederdrückenden Leidenschaften tritt das Gegenteil ein“.

In der Freude wird das Gesicht breiter, im Kummer wird es länger. Bei allen Menschenrassen ist der Ausdruck guter Laune derselbe und leicht und von weitem zu erkennen. Auf seinen Reisen konnte Darwin feststellen,

dass Wilde ihre gute Laune durch Gebärden des Genusses von gutem Essen ausdrücken, zum Beispiel Bauch reiben beim Anblick von Perlen, oder schmatzende Geräusche beim Anblick ihrer Pferde.

Einen wichtigen sozialen Aspekt des Lachens, mit dem wir es bis heute in Psychotherapie und Supervision zu tun haben, beschreibt Darwin schon damals: „Das Lachen wird häufig in einer gewaltsamen Weise dazu angewendet, um irgend einen anderen Seelenzustand, selbst Zorn, zu verbergen oder zu maskieren.“

Unter den positiven Gestimmtheiten werden **Liebe und zärtliche Empfindungen, Mitleid, Rührung, Sympathie und Empathie, Andacht und Ehrfurcht** beschrieben. „Das Gesicht ist nach dem Himmel gekehrt mit nach oben gerichteten Augäpfeln“, laut Bell handelt es sich um den gleichen Mechanismus, der beim Herannahen des Schlafes, einer Ohnmacht oder des Todes die Pupillen nach oben und innen zieht. Darwin hätte gern die demütige Andachtsgeste (auf den Knien, mit gefalteten Händen) für angeboren erklärt, es scheint sich aber evolutionsbiologisch eher um die Unterwerfungsgeste eines Gefangenen zu handeln, der dem Sieger seine Hände zum Binden darbietet.

NACHDENKEN, SCHMOLLEN, ENTSCLOSSENHEIT aktivieren alle den m. corrugator supercilii, der senkrechte Falten auf die Stirn zeichnet. Bell hält diesen für den „merkwürdigsten Muskel des menschlichen Gesichts: er verbindet die Augenbrauen mit einer energischen Anstrengung, was auf eine unerklärliche, aber doch unwiderstehliche Weise die Idee des Geistes hervorruft.“ Für Duchenne ist es „der Muskel der Überlegung“ und bis heute steht er für jede Art von Schwierigkeit oder Verlegenheit. (Die berühmte Fernsehaufzeichnung bei Clintons Lüge in der Lewinsky-Affäre wiederholt genüsslich gerade diese Aktivität). Evolutionsbiologisch ist das Stirnrunzeln der erste Schritt in Richtung Schreien, gefolgt vom Augenringmuskel, der die Augen verschliesst, um sie beim nachfolgenden Schrei vor zu viel Blutmenge in den Augen zu schützen. Das Schreien wurde im Lauf der Zeiten zurückgedrängt, das Stirnrunzeln bleibt. Neben der Schutzfunktion kann Augenschließen auch heißen: nicht sehen wollen, was sich auch spekulativ über das Blinzeln sagen lässt.

Im **Nachdenken** und in der **Versunkenheit** werden die Augen leer, können konvergieren bis fast zum Schielen. Fahrige Bewegungen zu Stirn, Mund und Kinn unterstützen die mentale Konzentration.

Übellaunigkeit aktiviert den Pyramidenmuskel, der die Stirn herunter zieht und einen mürrischen Ausdruck verleiht. Ein zusätzlich fest geschlossener Mund demonstriert **Entschlossenheit** bis **Halsstarrigkeit** und **Verdriesslichkeit**. Eingeborene in Australien kreuzen zusätzlich die Arme über der Brust („nix zu machen!“) und ziehen die Schultern hoch, was Hartnäckigkeit ausdrückt.

Schmollen zeigt sich in vorgeschobener, herunterhängender Unterlippe (eine Schnute machen). Affen wölben die Lippen vor als Vorbereitung zur Lautäußerung, sowohl bei Entrüstung als auch bei Vergnügen und Überraschung. Nach dem 2. Darwinschen Prinzip, dem der Gegensätze, haben wir Menschen dafür das Zurückziehen der Mundwinkel, das Lächeln, während das Vorwölben der Lippen für negative Äußerungen reserviert bleibt. Zusätzliches Zucken mit der Schulter will vielleicht den Beleidiger fortstossen (?).

Bestimmtheit und Entschiedenheit äussert sich in festem Schliessen des Mundes. Vorher wird tief eingeatmet und dann die Luft angehalten, um einen festen Stützpunkt zu gewährleisten. Ein entscheidender Kampf wird schweigend gekämpft „weil das Austreiben der Luft beim Ausstossen irgendeines Lautes den Stützpunkt für die Muskeln der Arme erschaffen würde; wird ein Aufschrei gehört, so wissen wir sofort, dass einer von beiden den Kampf verzweifelt aufgegeben hat.“ (S. 260) Gratiolet meint, dass für eine langanhaltende Anstrengung eine verlangsamte Zirkulation (durch Luftanhalten) und für schnelle Bewegungen eine beschleunigte Zirkulation (durch schnelles Atmen) nötig ist. Gewohnheitsmässiges Schliessen des Mundes lässt zunächst auf hohe Konzentration, bei Darwin schliesslich zu Entschiedenheit des Charakters schliessen. Und „Entschiedenheit geht leicht in Hartnäckigkeit über“.

HASS UND ZORN werden auch in der Dauer des Empfindens unterschieden: Zorn als kurze aufflammende Gefühlsbewegung, Hass als eher dauerhafte Einstellung gegenüber einer Person. Bei **Zorn** sind Herz und Blutzirkulation beteiligt, was sich in vermehrter Atmung und zusätzlichem Erröten zeigt. Darwin hat dieses Phänomen sogar bei Schwarzen im Rotwerden von alten Narben beobachtet. Die Tätigkeit des Herzens kann auch gehemmt werden, dann wird man eher blass (oder livide) vor Wut. Schwerer Atem, zitternde Nasenlöcher (wutschraubend), aufrechte Haltung mit steifen Gliedmassen (vergl. Hund), geballte Fäuste, die schlagen wollen, gefletschte Zähne, die beißen wollen, (Kinder tun es auch und wälzen sich auf dem Boden), erstickte Stimme, gesträubte Haare (vergl. Hund) werden beschrieben in einem **Wutanfall**. Kommt **Hohn** dazu wird das Entblößen eines Eckzahns beobachtet bei nach oben gewandtem Gesicht. (Auch der Hund fletscht einen Zahn auf der Seite des Gegners, die Katze entblösst den Zahn der fressenden Seite, was für Darwin unsere tierische Abstammung beweist.)

ABSCHEU, SPOTT, GERINGSCHÄTZUNG werden als Gefühle des Widerstrebens und der Verneinung beschrieben. Meist sind sie verbunden mit wegwenden des Blickes, laut Duchenne ist „diese Person es nicht wert, angeblickt zu werden“. Runzeln der Nase, Hochziehen der Oberlippe, auch einseitig, bewirken den von Ekman als „asymmetrisch“ beschriebenen Gesichtsausdruck.

Zusätzlich kann mit den Fingern geschnippt werden, im Sinne von etwas kleines, unbedeutendes wegrollen wollen. Bei Shakespeares Romeo und Julia wird angedeutetes Nagelbeissen und Wegschnippen mit der Frage kommentiert: „Do you bite your thumb at us, Sir?“

Tomkins unterscheidet zwischen **Verachtung** (disgust) im Geruchssinn und **Abscheu** (distaste) im Geschmackssinn.

Der offene Mund will den widrigen Bissen herausfallen lassen und sogar ausspucken, angedeutetes Erbrechensgesten unterstreichen die Absicht. Erbrechen ist durch gewohnheitsmässigen Gebrauch zur Reflextätigkeit geworden, häufig aber erst nach einer beträchtlichen Zeit nach dem Essen. Die Vorfahren konnten willkürlich unverdauliche Nahrung sofort wieder auswerfen, diese Fähigkeit scheint aber aufgrund der sprachlichen Information über giftige Nahrung infolge von Nichtgebrauch mit der Zeit wieder verloren gegangen zu sein. Bereits schlechter Geruch erregt Würgen und Brechreiz

und Gutturale wie „uch“ und „ach“ sollen den Rachen reinigen. So ist auch Ausspucken vor Verachtung und Rausstrecken der Zunge als Reinigung von Mund und Rachen zu verstehen.

Im gleichen Kapitel werden **Eifersucht, Schuld und Gerissenheit** behandelt, wobei Schuld sich im Vermeiden von Blickkontakt und Gerissenheit in heimlichen Augenbewegungen äussern kann. Dazu Cleland in „Evolution, Expression und Sensation, 1881, „ der Übeltäter, der sich hinter einer Lüge verschanzt hängt seinen Kopf über sein Geheimnis, während er verstohlen hinaufspäht, um zu sehen, ob seine Lüge den erwünschten Erfolg hat, an den er nicht recht glauben kann.“

Stolz als ein Gefühl der Überlegenheit über andere wird mit aufrechtem Kopf und Körper beschrieben, verbunden mit Aufgeblasenheit, die wir von unseren tierischen Vorfahren behalten haben. Das sich grösser machen als andere soll gleichzeitig beeindrucken und bedrohen. Dem Prinzip der Gegensätze folgend wird im Anschluss das Gefühl der **Hilflosigkeit und Resignation** behandelt, meist verbunden mit Schulterzucken und offenen (leeren) Hände zum Zeichen der Handlungsunfähigkeit. Das Schulterzucken wurde weltweit als Geste bedauernden Verneinens beobachtet und von Darwin als „eine der Menschheit natürliche Gebärde“ bezeichnet, die auch Geduld und Ergebenheit ins Schicksal ausdrückt. „Stets trug ich's mit geduld'gem Achselzucken“ heisst es in Shakespeares Kaufmann von Venedig (1. Akt, 3. Szene)

Die Gegenbewegung wäre das Einstemmen der geballten Fäuste in die Seiten, was die Ellenbogen nach aussen drückt und Bereitschaft zum Kampf vermittelt.

Interessante Beobachtungen macht Darwin zum Kopfschütteln und

Kopfnicken:

Kopfnicken + Lächeln = Ja

Kopfschütteln + Stirnrunzeln = Nein

Das erste Nein von Kindern entsteht im seitlichen Wegdrehen des Kopfes von Brust und/oder Nahrung – und bewirkt das Schütteln des Kopfes, beim Ja zur Nahrung neigt sich der Kopf vorwärts – und bewirkt das Nicken. Aus der Tatsache, dass auch die taubblinde Laura Bridgman beim Ja nickt und beim Nein den Kopf schüttelt, schliesst Darwin, dass es sich um eine angeborene Reaktion handelt. Bis auf kleine Abweichungen beruft er sich auf weltweite Beobachtungen; zum Beispiel sollen die Türken das einzige Volk sein, bei denen Kopfschütteln Ja bedeutet. Und bei den Eskimos bedeutet Nicken Ja, Blinzeln mit den Augen Nein. Bei Indianern übernimmt oft eine Hand die Funktion des Kopfes, auf und ab bewegt bedeutet sie Ja, seitlich bewegt sagt sie Nein.

ÜBERRASCHUNG, ERSTAUNEN, FURCHT, ENTSETZEN findet unter besonderer Augenbeteiligung statt. Weit geöffnete Augen und erhobene Augenbrauen drücken Neugier – Aufmerksamkeit – Erstaunen – Überraschung – Furcht – Entsetzen aus. Die weit geöffneten Augen sollen das obere Gesichtsfeld vergrössern, um die Ursachen der Gemütsbewegung zu erkennen. Beim Erwachsenen wird aus dem gleichen Grund zusätzlich die Stirn in Querfalten gelegt. Warum bei **Erstaunen** auch noch der Mund geöffnet wird, kann die Ursache in der Verstärkung des Gehörsinns haben, weil der offene Mund einen Einfluss auf die Eustach'sche Röhre hat. Eine weitere Spekulation von Darwin ist die Möglichkeit, dass vor lauter Aufmerksamkeit die Muskeln zur Erschlaffung neigen und aus diesem Grunde

die Kinnlade herabsinkt. Ein Atemaspekt wird auch noch als mögliche Begründung herangezogen. Der gilt auch für den erstaunten Pfiff des Europäers wie auch für das schnalzende Geräusch des Australiers. Das Heben der Hände bis in Augenhöhe, oder an den Mund oder Hals wird bei vielen Völkern als begleitende Gebärde des Erstaunens beobachtet. Bei **Furcht und Schrecken** kommen nebst der Hochspannung der Sinne noch Schweissausbruch, Bleichwerden, Muskelzittern und Erweitern der Pupillen als Beigabe des Vegetativen Nervensystems dazu. Auch Gänsehaut als Folge vom Aufrichten der Haare bei **Angst**, aber auch **Wut** werden sowohl als Ausdruck menschlicher Empfindungen als auch tierischer Restbestände beschrieben.

Das **Entsetzen** als letzte Stufe dieser bedrohlichen Gefühlsregungen wird als Zustand äusserster Anspannung beschrieben mit Gebärden des Sich Zusammenziehens zum Schutz und Wegstossenwollens zur Abwehr der Gefahr. Für Darwin handelt es sich um „die direkte Folge der gestörten oder unterbrochenen Übermittlung von Nervenkraft von dem cerebro-spinalen System an verschiedene Teile des Körpers, weil der Geist dabei so mächtig affiziert ist.“ (S.345)

SELBSTAUFMERKSAMKEIT, SCHAM, BESCHEIDENHEIT, SCHÜCHTERNHEIT sind mit Erröten verbunden. Laut Darwin ist das Erröten die „eigentümlichste und menschlichste Ausdrucksform (und gilt) als Folge von Erschlaffung der muskulösen Wandungen der kleinen Arterien, durch welche die Haargefässe mit Blut gefüllt werden, durch Affizierung des eigentlichen vasomotorischen Zentrums“.(S. 347) Bereits der Wunsch, es zu unterdrücken erhöhe die Neigung dazu, indem es zur Aufmerksamkeit auf sich selbst führt. Jüngere und Frauen erröten leichter und öfter als Alte und Männer, Kinder (und Affen) werden rot vor Leidenschaft. Auch Blinde erröten, woraus Darwin schliesst, dass Erröten vererbt sei. Gesicht und angrenzend Ohren, Hals und Nacken sind aufgrund ihrer Exponiertheit besonders betroffen, die Hände, obwohl auch der frischen Luft ausgesetzt und mit vielen Blutgefässen versehen, eher gar nicht. Darwin hat Erröten bei fast allen Menschenrassen beobachtet; die Eigenfarbe der Haut mit eingerechnet lässt Schwarze noch schwärzer erscheinen. Da Scham verborgen sein will, ist sie mit vielen begleitenden Bewegungen und Gebärden verbunden, die von ihr ablenken sollen: Abwenden, Wegwenden, Niederschlagen der Augen, bis Hände vors Gesicht und Verbergen desselben in Kleidern und Haaren sind Versuche, der Scham zu entkommen. Auch mit Stottern und Zucken der Gesichtsmuskeln besteht die Gefahr, den Kontakt zu sich selbst zu verlieren als Folge der Angst, dass man die Scham bemerken könne. Darwin beschreibt mit „zerebralen Flecken“ einen Top down/ bottom up Prozess – und umgekehrt, wie die kognitive Einstellung und die körperliche Reaktion einander bedingen. Wie Schüchternheit, Scham und Bescheidenheit die Aufmerksamkeit auf sich selbst erhöhen und damit das Erröten verstärken. Ekman geht in seinen Zwischenkommentaren sogar soweit, die Selbstwahrnehmung in Bezug auf die Meinung anderer als Grund des Errötens zu bezeichnen. Oder als Reaktion? Als Folge? Als Ursache? Als Reaktion auf unerwünschte Aufmerksamkeit? Als Folge übertriebener Selbsteinschätzung? Vielleicht sogar als Beschwichtigungsversuch. Das Kapitel über das Erröten ist im Hinblick auf Wahrnehmungstechniken und Achtsamkeitsübungen

verschiedener heutiger Meditationstechniken von grosser Brisanz und Aktualität.

Schüchternheit setzt mit dem Fremdsein etwa zweijährig ein, sowohl erblich wie erworben, wie Darwin betont. Ekman benennt die „situationsbedingte Schüchternheit“ auf den Ebenen der kognitiven (negative Selbstbeurteilung) der affektiven (Schamgefühl, Ängstlichkeit, Anspannung) der verhaltensspezifischen (Sprach – Blick- Lächel - Vermeidung) und der körperlich/psychologischen (Erröten, Aufregen, Zittern)

Äusserungen. Er sieht mögliche moralische Ursachen in Schuld, Verletzung der Etikette, Bescheidenheit und Sittsamkeit. In einer nachfolgenden Theorie des Errötens sagt Burgess: „ damit die Seele souveräne Gewalt habe, auf den Wangen die verschiedenen inneren Erregungen der moralischen Gefühle darzustellen“

Gratiolet rühmt „das Vermögen zu erröten und zu erbleichen, welches den Menschen auszeichnet, ist ein natürliches Zeichen seiner erhabenen Vollkommenheit.“ Und Darwin selbst fragt im evolutionären Sinn nach dem „Nutzen“ dieses Phänomens und sieht auch Aspekte der Schönheit darin. Aufmerksamkeit, auch eingebilddete auf den exponiertesten Teil unserer Erscheinung ruft eine Reaktion hervor. Geistige Aufmerksamkeit, also Bewusstheit besitzt die Kraft, den kapillaren Kreislauf zu beeinflussen. Das gilt für alle fast alle Regionen des Körpers (Puls, Herz, Peristaltik, Speichel, Drüsen, Milchdrüsen, Uterinfunktionen) und kann in den oben erwähnten Meditationspraktiken zum Einsatz kommen. Charles Darwin nahm da schon eine Vielzahl von Forschung neuraler Zusammenhänge vorweg und beschrieb den wechselseitigen Bezug zwischen Sensorium und Kapillarsystem am Beispiel der Vorstellung, in einen sauren Apfel zu beissen.

In seinen **SCHLUSSBEMERKUNGEN** betont er noch mal die drei Grundprinzipien seiner Beobachtungen und stellt die evolutionäre Reihe von tierischem und menschlichem Verhalten her.

Paul Ekman stellt in seinem Nachwort die Frage nach der Universalität der Formen des Gefühlsausdrucks, also nach ihrer Allgemeingültigkeit jenseits von Region, Kultur und Gesellschaft, während Darwin immer die Frage nach der Vererblichkeit der Gemütsbewegungen interessierte. Auch wenn beide von unterschiedlichen Prämissen ausgingen, (Ekman vermisste immer wieder den kommunikativen Anteil bei Darwins Beschreibungen) so kamen sie doch überein in der Erkenntnis, dass Ausdrucksformen kein ausschliesslich menschliches Privileg sind, dass die menschlichen aus den Urformen der tierischen entstanden sind und dass so die Darwin`sche Evolutionstheorie, nämlich die der gemeinsamen Vorfahren unterstützt und belegt wird. Ihr gemeinsames Fazit lautet: „Der Nachweis, dass es beim mimischen Ausdruck von Gefühlen universale Formen gibt, bedeutet nicht, dass die Ausdrucksformen in jeder Hinsicht allgemeingültig sein müssen. Unsere Empirie beweist nur, dass, wenn kein Versuch gemacht wird, ihren Ausdruck zu kaschieren (nach den „Regeln der Zurschaustellung“) dieser Ausdruck bei allen Menschen der gleiche ist, ohne Rücksicht auf Alter, Ethnie, Kultur, Geschlecht oder Erziehung.“ (S. 437) Der Anlass, der Grund, der Kontext kann variieren, der Ausdruck bleibt der gleiche und „unsere Entwicklungsgeschichte stellt die allgemeingültigen Ausdrucksformen bereit, die anderen wichtige Informationen über uns liefern, aber was genau wir einem Ausdruck an

Informationen entnehmen können, ist kulturspezifisch variabel. Wir sind biosoziale Wesen, unser Geist ist körperlich und spiegelt unser individuelles Leben und das unserer Vorfahren wieder.“

Und für diese Arbeit von Belang, räumt er ein: „Bahnbrechend war Darwin nicht nur in der Biologie, sondern ebenso sehr auch in den Sozialwissenschaften.“ (S. 439)

4. MICHAEL ARGYLE: Körpersprache und Kommunikation

Eine ganz andere Zugewandtheit zu menschlichem und tierischem Verhalten vertritt Michael Argyle in seinem Buch „Körpersprache und Kommunikation“. Wie im Titel schon enthalten, legt er besonderen Wert auf den kommunikativen Anteil von Ausdrucksverhalten und man kann seine Sicht der Dinge als Weiterentwicklung der eher phänomenologischen Betrachtungsweise Darwins ansehen. Der folgende Absatz soll der Betrachtung von Gemeinsamkeiten als auch Unterschieden der verschiedenen Perspektiven dienen unter besonderer Berücksichtigung der entdeckten Erkenntnisse im Hinblick auf die Bedeutung für die Praxis der Supervision.

Warum überhaupt Körpersprache?

Argyle unterscheidet zunächst einmal grundlegend zwischen Zeichen und Signalen in der Körpersprache, wobei für ihn **Zeichen** eher Zustandsbeschreibungen sind und **Signale** eher der Mitteilung dienen. Signale werden gesendet (enkodiert) und empfangen (dekodiert) und im günstigen Falle von beiden Teilnehmern gleichermassen verstanden. Missverständnisse können klassen - alters - und kulturabhängig sein und fatale Folgen haben, wie es zum Beispiel häufig im Strassenverkehr geschieht.

Wie Darwin beginnt Argyle mit der Betrachtung nonverbaler Kommunikation bei Tieren, die sich ja nicht einer verbalen Sprache bedienen können und somit als besonders aufschlussreich für die menschliche nonverbale Kommunikation erweisen.

Für Tiere sind Signale und Zeichen überlebensnotwendig in den Bereichen von Paarung, Nahrung, Warnung, Aufzucht und Hierarchienklärung im Territorialverhalten. Man geht davon aus, dass sich die menschliche Kommunikation aus diesen primitiven Formen heraus entwickelt hat. Da Menschen und Affen einander sehr ähnlich sind werden ihre gemeinsamen Signale und Kommunikationssysteme betrachtet unter dem Fokus der:

1. Emotionen und Einstellungen zu einander

- a) Sexualität - Bereitschaft wird durch sichtbare physiologische Veränderungen gezeigt (z.B das blaue Anschwellen des Hinterteils)
- b) affiliales Verhalten unter Geschwistern und Freunden – die soziale Fellpflege (grooming = lausen) und spielen
- c) Mutter-Kind-Signale – Anklammern, Saugen, Reiten, bestimmte Rufe von beiden
- d) Unterwerfung und Beschwichtigung – Umwenden und fliehen, kreischen, urinieren, ducken, zusammenrollen, wegschauen, Augen senken, sich zur Paarung anbieten, zum Lausen einladen
- e) defensive Drohgebärden – als Konflikt zwischen Flucht und Angriff, Fell sträuben, Augen schliessen (als Selbstschutz) Bellen (aggressives Signal)

- f) Kontakte knüpfen und aufrecht erhalten – Kontaktrufe, besonders bei Vögeln,
- g) Bedrohung gegen einen Artgenossen – (um Futter oder Weibchen) Zähnefletschen, angespannte Körperhaltung, gebeugte Vorderbeine, sich wiegen, langsames Näherkommen, gesträubtes Haar, Schlagen und Beissen, Bellen und Grunzen, Flucht oder Angriff erkennen lassen.

2. Erkennungssignale

Das Erkennen von Gruppe, Geschlecht, sozialem Status und eventuellem Beutetier ist sowohl zum Überleben als auch zur friedlichen Koexistenz wichtig.

- a) Säugetiere erkennen sich über Rufe und Erscheinungsmerkmale
- b) Insekten erkennen sich über Pheromone (Geschmack und Geruch)
- c) Vögel erkennen sich am Gesang und an der Gestalt (Grundgesang und „Dialekte“) Zwitschern wird durch Nachahmung gelernt und differenziert Tonhöhe, Tonqualität und Lautstärke und lässt eine Ortung des Gegenübers zu.

3. Mitteilungen über die Aussenwelt

Diese kommen der menschlichen Sprache am nächsten.

- a) Der Bienentanz äussert sich in Rundtanz und/oder Schwänzeltanz, auch der Geruch spielt dabei eine Rolle.
- b) Alarmsignale: Primaten durch Brüllen Vögel durch Imitieren von Raubvogelrufen
- c) komplexe Signale bei Tieren, die mit unterschiedlichem Erfolg in Versuchen, Schimpansen eine Art symbolischer Kommunikation beizubringen enden.

Die unterschiedlichen Kommunikationskanäle werden systematisiert in

- a) Geschmack und Geruch – speziell Drüsen versorgen Urin und Exkremente mit verschiedenen Duftstoffen zum Markieren, und Informationen verbreiten,
- b) Taktile Kommunikation - ist am direktesten bei Aggression, Sexualität, Freundschaft, Aufzucht der Jungen, Nähe, Intensität und Geschwindigkeit sorgen für quantitative Information.
- c) Visuelle Kommunikation – kann von den Tieren kontrolliert und zielgerichtet eingesetzt werden, je grösser die Nähe, umso feiner die Unterscheidungen.
- d) Körperliche Erscheinungsweise – zeigt Brunst (durch Schwellung, Farbe, Grösse) und Aggression (gesträubtes Haar, geweitete Nüstern, Schwitzen, Keuchen, Duftstoffe) an.
- e) Räumliches Verhalten – zeigt sich Nähe und Distanz („Individualdistanz“) und räumlicher Anordnung gemäss Hierarchien (zentral oder marginal)
- f) Gesichtsausdruck – Affen und Menschenaffen haben die ausdrucksstärksten Gesichter und zeigen das Spielgesicht
das Schreigesicht
das Schnutengesicht
das Wimmergesicht

Grinsen und Gähnen

- g) Blickrichtung – zeigt negative oder positive Einstellung und ist somit ein soziales Signal und äussert sich in Blickkontakt (Mutter-Kind), im Starrblick, der ein Drohsignal darstellt und auch im Wegblicken („abbrechen“), was sowohl Unterwürfigkeit als auch Beschwichtigung ausdrücken kann.
- h) Gesten – mit Arm oder anderen Körperteilen, sind oft Ersatzbewegungen, wenn zu wenig Zeit oder Motivation für das Eigentliche vorhanden. (Zum Beispiel: auf den Boden schlagen als zur Geste reduzierter Angriff auf ein anderes Tier). Da gibt es: Drohgesten – Faust schütteln, Stampfen, Schlagen, Fuchteln
Versöhnungsgesten – Anfassen, Einladen zum Lausen, Umarmen, Hand anbieten
Sexuelle Aufforderung – Unterwerfung, sich zur Paarung anbieten
Grüssen – Tänzeln, Anfassen, Küssen, Lausen, Besteigen, sich Verbeugen
Beruhigen – Anfassen, Umarmen, Klapsen, Küssen
- i) Körperhaltung – entspannt und aufrecht bei Hocharrangigkeit und Selbstsicherheit
Schwanzhaltung als wichtiges Kommunikationsmittel ob locker oder angespannt,
der aufrechte Schwanz stützt ein Baby auf der Mutter ab
Schwanzhaltung beim Gang durchs nasse Gras
- j) Vokalisierungen – besonders für Vögel, Insekten und Fische ein wichtiges Mittel zur Kommunikation. Insekten reiben die Beine zusammen, Gorillas schlagen sich auf die Brust, Vögel können komplizierte Lautfolgen von sich geben.

Das menschliche Lächeln

Die Ursprünge der nonverbalen Kommunikationssysteme werden als angeboren beschrieben und in Intentionbewegungen, Ersatzhandlungen, autonome Displays und Ritualisierungen eingeteilt. Sie werden auch als Ursprünge des menschlichen Lächelns und Lachens gesehen und von van Hooff (1972) so beschrieben: Aus dem „Schrei mit blossen Zähnen“ ursprünglich als Biss- und Schutzreaktion der primitiven Säugetiere wird bei Makis und anderen Affen das „stumme Gesicht mit blossen Zähnen“ und in drei Abstammungslinien der höheren Primaten, den Schimpansen, den Mandrillen und den Menschen zu einem Freundschafts- und Beruhigungssignal, dem Lächeln.

Das menschliche Lachen

Das menschliche Lachen entsteht aus dem bei Primaten üblichen „Spielgesicht“ (entspannter, offener Mund), was vermutlich eine ritualisierte Intentionbewegung darstellt, basierend auf dem Nagen und den bei Schimpansen zusammen mit dem Spielgesicht typischen leisen Keuchlauten plus Grunzen – was den Lauten des menschlichen Lachens entsprechen mag.

Lachen und Lächeln, zwei ausgesprochen menschliche Qualitäten, sollen Übergang sein zur

4. 4. Körpersprache in der menschlichen Gesellschaft

Körpersprache ergänzt die verbale Sprache, gibt feedback und synchronisiert das Gespräch. Sie ist teilweise angeboren, teilweise erworben, sie kann spontan oder gelenkt geschehen. Als Definition von Kommunikation formuliert Argyle:

„Kommunikation ist der Vorgang zwischen einem Sender, der eine Botschaft enkodiert und einem Empfänger, der sie dekodiert, sodass das Signal für beide eine Bedeutung hat.“ Oder:

„Reize des Senders rufen beim Empfänger Reaktionen hervor.“

Es werden drei Stufen von Reaktionen auf ein nonverbales Signal beschrieben:

- 1.) Wahrnehmung
- 2.) Physiologische Reaktionen verschiedener Art, subjektive Gefühle und Bilder
- 3.) Vorbereitung einer Reaktion

Wichtig sind Begriffe wie Denotation (die Sache an sich) und Konnotation (die abstrakte Vorstellung davon). Ray Birdwhistell (1970) behauptet, dass Körpersignale nur geringe bis gar keine Bedeutung in sich selbst hätten, sondern ihre Bedeutung nur im jeweiligen Kontext erhielten. „Die Bezeichnung, die einer einzelnen physischen Handlung gegeben wird hängt von der Kultur, der Situation und dem Beobachter ab.“ Kunst und Musik haben primär nonverbale Bedeutung: sie erwecken visuelle Bilder, erwecken und repräsentieren Gefühle, rufen Körperbewegungen hervor und vermitteln Geisteshaltungen, Gefühle und Lebenseinstellungen. Nonverbale Kommunikation läuft nach bestimmten Regeln ab, deren Missachtung zu Missverständnissen führt. Regeln, Spielregeln, Anstandsbücher sprechen Bände davon.

Argyle unterscheidet zwei Arten von Regeln:

- a) reine Konvention
- b) Regeln zur Förderung von Kommunikation

„Regeln steuern die Koordination und die Abfolge von sozialen Handlungen.“ Damit eine Regel verändert werden kann, braucht es einen Abweichler in anerkannter Stellung. Und damit kommen wir in den Bereich von Supervision, wo die Art der Beschäftigung, die Raumgestaltung eines Arbeitsbereiches, der unterschiedliche soziale Status, geschlechtsspezifische Unterschiede bestimmte Verhaltensregeln emergieren.

Selbstverständlich bestimmen kulturelle und biologische Unterschiede das nonverbale Verhalten einer Gesellschaft. Der Nationalcharakter eines Volkes ist wesentlich an seiner Ausdruckskraft beteiligt. Wie wichtig ist das Gesicht? (Japaner)

Wie wichtig sind die Hände? (Italiener)

Wie wichtig ist die Sprache? (Araber)

Viel Fernsehen macht sensibel für Gesichtsausdruck

Viel Telefonieren macht sensibel für Stimmen

Bei Begrüssungssignalen ist trotz kultureller Unterschiedlichkeiten allen gemeinsam die Körperrnähe, der Augengruss, das Lächeln, der Blickkontakt, der Körperkontakt, das Anbieten der Handfläche verbunden mit einer nickenden Kopfbewegung. Andere Kanäle der Körpersprache sind Gesten, Kleidung und Geruch. Zu den Mitteilungsarten der nonverbalen Kommunikation gehören ausserdem das Unterstützen des Redens, der Ausdruck von Gefühlen und interpersonellen Einstellungen, der Selbstdarstellung, der Rituale, des Gesichtsausdrucks mit Blick und Blickrichtung, der Gestik und Körperhaltung, des Körperkontakts und räumliches

Verhalten, der Kleidung und Verzierungen (Tatoos und Piercings gehören neuerdings dazu), der Geschenke, die gemacht werden, des Tonfalles und des Geruchs. Diese riesige Palette, um einige neuzeitliche Ausformungen, wie Raumgestaltung und Praxiseinrichtung erweitert bietet ein breites Feld der Be(tr)achtung in der therapeutischen wie supervisorischen Arbeit. Wie überhaupt im Umgang von Menschen miteinander in Familien, unter Fremden, in Arbeits- und Freizeitgruppen, beim Einnehmen von Mahlzeiten, im Bereich von Kaufen und Verkaufen und so verwundert es nicht, dass auch die kulturellen Unterschiede vielfach in Benimm- und Anstandsregeln festgehalten, tradiert und sogar für den Umgang in fremden Kulturen eingeübt werden.

4. 4. 1. Die Äusserung von Gefühlen

Ist ein grosser Bereich der nonverbalen Kommunikation und zunächst einmal wird zwischen Gefühlen, Stimmungen, Empfindungen, Gefühlszuständen und Gefühlsäusserungen unterschieden. Eine Klassifizierung von sieben Hauptgruppen von Gefühlen, die mit dem Gesicht auszudrücken sind enthält: Glück

- Erstaunen
- Furcht
- Traurigkeit
- Wut
- Ekel/ Verachtung
- Interesse

Sie betont die wichtigsten Bereiche für Gefühlsausdruck im Gesicht: **Mund** (geöffnet, geschlossen, Mundwinkel abwärts oder aufwärts), **Augen** (Öffnungsweite, Pupillengrösse, Länge eines Blicks), **Augenbrauen** (gehoben, gesenkt, gerunzelt) und **Haut** (für autonomen Display: erröten, erbleichen, schwitzen). Auch der Körper ist einbezogen in den Gefühlsausdruck mit **Gestik** (besonders Handbewegungen) **Haltung** (angespannt, entspannt, aufrecht, gebeugt) und **Tonfall** (Stimmhöhe, Schnelligkeit, Volumen, Rhythmus).

Enkodieren ist der eine Teil der nonverbalen Kommunikation, nämlich das Einnehmen eines bestimmten Ausdrucks, Dekodieren ist der andere Teil, nämlich das Erkennen von Gefühlsäusserungen.

Enkodieren wird transkulturell (in Wertung und Kontrolle), evolutionär (im Darwin'schen Sinne aufgrund der Entstehung), und physiologisch (als Vorbereitung zum Handeln) gesehen.

Die Beherrschbarkeit von Gefühlen spielt eine grosse Rolle im gesellschaftlich – kulturellen Bereich, weshalb grossen Wert auf genaue Beobachtung von autonomen Reaktionen gelegt wird, die weniger stark kontrolliert werden können. Das ist der „gefährliche „ Teil der nonverbalen Kommunikation, der Begriffe wie Verdecken und Verraten beinhalten kann und bei Therapie und Supervision besondere Sorgfalt erfordert.

Dekodieren von nonverbalen Signalen ist ebenso Kultur- wie Kontextabhängig und wurde mithilfe von Fotos und Filmen wissenschaftlich untersucht. Man versuchte herauszufinden, wie früh Kinder Gefühle erkennen können und entdeckte, dass es sowohl von Empathiefähigkeit wie auch von der Benennbarkeit von Gefühlen abhängig ist. Die grösste Übereinstimmung war bei Freude, Angst und Entschlossenheit festzustellen.

Argyle kommt zu dem Schluss, dass nonverbale Kommunikation weithin angeboren und auf physische Zustände und die Entwicklung von sozialen Signalen zurückzuführen ist. Der grosse Unterschied zur nonverbalen Kommunikation bei Tieren ist die Möglichkeit zu Kontrolle und konventionellen Äusserungen von Gefühlsausdruck, auch wenn gar kein Gefühl beteiligt ist.

4. 4. 2. Mitteilungen von interpersonalen Einstellungen

Dabei handelt es sich um Einstellungen gegenüber Menschen, Gegenständen und Vorstellungen und auch um Mitteilungen über Gefühle zu anderen Menschen. Die Dimensionen von interpersonalen Einstellungen sind:

Dominant – unterwürfig

Feindselig – freundlich

Es gibt natürlich Zwischenstufen, von Anziehung bis Ablehnung und affilialem Verhalten von Freundschaft unter Gleichen und ähnlichen Einstellungen innerhalb von Verwandtschaft. Dominanz zeigt sich in entspannter, asymmetrischer und zurückgelehnter Attitüde, Werbeverhalten in Blick- und Körperkontakt, Nähe, weichem Gesichtsausdruck und Tonfall. Die Signale können sich gleichzeitig oder kompensatorisch äussern; zum Beispiel tritt bei grösserer Distanz häufigerer Blickkontakt auf, Menschen schauen sich mehr an, wenn sie nicht reden und weniger, wenn sie sich über intime Dinge unterhalten.

Das Gesicht äussert mehr als die Stimme, deshalb wird der nonverbalen Kommunikation mehr Bedeutung zugeschrieben als der verbalen, was besonders in Fällen von Diskrepanz relevant wird. Laut Mehrabian (1968) findet im Gesicht am meisten Verstellung statt, weil man den Gesichtsausdruck leicht kontrollieren kann. Eine interessante Studie zu diesem Thema liefert die Fotografin Gerlinde Kölbl in ihrem Buch über Politikerporträts „Spuren der Macht“ (2005)

Argyle stellt eine Hierarchie des Aufmerksamkeitsfokus auf, danach wird dem Körperkontakt am meisten Gewicht beigemessen, dann folgt der Gesichtsausdruck, der wichtiger ist als der Tonfall, gefolgt von der Körperhaltung und schliesslich der Position im Raum.

Sowohl ontogenetisch wie phylogenetisch sind nonverbale Signale älter als die Sprache und wirken daher auch stärker. Eine Besonderheit in Bezug auf interpersonelle Einstellungen stellt die Tatsache dar, dass auch negative Signale verwendet werden, ohne dass sie voll bewusst wahrgenommen werden und es kann eine bessere Feinabstimmung zustande kommen, weil subtiles Wahrnehmen und Zurücknehmen möglich sind.

4. 4. 3. Mitteilungen über die Persönlichkeit

Unter nonverbalen Gesichtspunkten kann man Persönlichkeit als ständiges Enkodieren und Dekodieren von im wesentlichen nonverbalen Signalen interpretieren. Die Informationen, die nicht bewusst zur Kommunikation eingesetzt werden, betreffen Rasse, Alter, Geschlecht, Körperbau, Rollen, Persönlichkeit kurz, was man mit Selbstbild/ Selbstdarstellung bezeichnen könnte. Das Selbstbild entspricht dem identifikatorischen Anteil der Identität mit der Frage: wie sehe ich mich selbst als Mann oder Frau? Bei genügend zugeschriebener Anerkennung und Respekt kann Selbstachtung entstehen. Entsprechend dem Identitätskonzept von Petzold (1993) enthält das Selbstbild ein Körper-Image, Rollen und bestimmte Charakterzüge, bzw. Persönlichkeitsmerkmale. Zur Selbstdarstellung gehören: Kleidung, Haartracht, Gesicht, Körperbau, Akzent, Verhaltensstil, Wortwahl, Intelligenz, Schicht oder Status. Hier lautet die Frage: wie stelle ich mich den anderen dar? Und laut Goffman (1956) macht man die meisten Aussagen über sich selbst bei einem „Bühnenauftritt“, das heisst, wenn man sich beobachtet fühlt bei einer öffentlichen Rede, als Arzt und Verkäufer bei der Arbeit, bei Einstellungsgesprächen, mündlichen Examen usw. Wie in Kognitionstheorien nach Stroebe et al (2002) beschrieben, wird man in solcher Situationen „eine bessere Version seiner Selbst“ vorzuführen versuchen, um einen möglichst guten (ersten) Eindruck zu hinterlassen, was wiederum im supervisorischen Setting von Bedeutung sein kann. Jeder (auch der Supervisor) hat eigene, bevorzugte Kategorien, mit denen er klassifiziert und wird sie auch für seine eigene Selbstdarstellung verwenden. Ein Beispiel ist die Matching – Methode, bei der dem Gesichtsausdruck ein bestimmter Tonfall zugeordnet wird. Täuschende Selbstdarstellung versucht, einen besseren Eindruck zu vermitteln, was am Beispiel von Ärzten und Leichenbestattern in Bezug auf Seriosität durchaus positive Auswirkung haben kann. Zwei Prozesse sind an dem Geschehen der Dekodierung beteiligt:

1. die unmittelbare Wahrnehmung der nonverbalen Signale
2. die kognitive Überlegung – echt oder nicht echt?

Wie schon an früherer Stelle betont: bei einem Konflikt zwischen verbalen und nonverbalen Hinweisen setzen sich die nonverbalen durch.

Mitteilungen von Rollen und Gruppenzugehörigkeit machen ebenfalls Aussagen über Gesellschaftsschicht und Beruf, die in engem Zusammenhang stehen. Rangstufen, Schul- und Hochschulabschluss, Nationalität und regionale Herkunft, religiöse bzw. konfessionelle Zugehörigkeit bis hin zum Familienstand lassen sich ebenfalls nonverbalen Signalen und Stilen entnehmen.

In drei Stufen vollzieht sich das Dekodieren: nach dem (1.) „ersten Blick“ ist die nächste Stufe des Dekodierens die Anwendung von (2.) Stereotypen. Die letzte Stufe des Dekodierens (3.) ist die verhältnismässige Antwort in den Kategorien der jeweiligen Rolle.

Persönlichkeitsmerkmale beeinflussen die nonverbale Kommunikation und sind, obwohl keine Mitteilungsabsicht besteht eine wichtige Informationsquelle:

Körperstruktur:	Grösse, Figur, Struktur des Gesichts, Stimmqualität lassen auf Verhalten und Lebensstil schliessen.
Temperament:	Gefühlszustände sind zwar in verschiedenen Situationen Unterschiedlich, es gibt aber auch darin eine gewissen Konsistenz.
Persönlichkeitszüge:	Intelligenz, Neurosen, Intro- oder Extraversion, Dominanz, Affiliation, soziale Ängstlichkeit. Mehrabian (1972) spricht von innerem Kodieren mit Spannung oder Entspannung.

Symbolische Repräsentation: ein Begriff aus der Psychoanalyse, wo Gesten und Körperhaltungen als s.R. von verborgenen persönlichen Empfindungen „gedeutet“ werden. Sie sind mit Vorsicht (vor Festschreibungen) zu genießen!

Nonverbale Signale, die Aussagen über die Persönlichkeit machen, können in erheblichem Masse kontrolliert und manipuliert werden. Entsprechend dem eigenen Selbstbild kann negatives verborgen, gewünschtes hervorgehoben werden, um Bestätigung für Fähigkeiten, Glaubenshaltungen, Temperament und vergangene Geschichte zu bekommen. Und doch:
„Unser Eindruck von der Persönlichkeit eines anderen beruht auf den eigentümlichen Mustern seiner gesamten sozialen Performanz“.

4. 4. 4. Nonverbale Kommunikation beim Reden

Beim Reden werden andere nonverbale Signale ausgesandt, die rascher ablaufen und eng mit dem verbunden sind, was gesagt wird. „Wir sprechen mit unseren Stimmorganen, aber wir unterhalten uns mit dem ganzen Körper.“ (Abercrombie, 1968) Dabei entsteht ein Einklang von

* prosodischen Signalen – wie zeitliche Abstimmung, Tonhöhe, Betonung, Lautstärke,

* Rahmensignalen – die auf Einstellungen und emotionale Zustände hinweisen, und

* Kinetischen Signalen – wie Handbewegungen, Kopfnicken, Blickwechsel, Mimik.

Hier arbeiten Psychologen und Linguisten zusammen, indem die Psychologen Ursache und Wirkung nach dem Prinzip der Wahrscheinlichkeit untersuchen und die Linguisten Regelsysteme nach ihrer universellen Gültigkeit.

1.) Räumliche und visuelle Aspekte des Redens:

Unter diesem Aspekt wirft sich die Frage auf, ob sich die Sprache aus der Gestik entwickelt hat, indem zwei Leute zunächst auf denselben Gegenstand hinwiesen („Der Mensch ist ein Zeigetier“ 19...) Dadurch wird die Kommunikation zu einer subjektiven Erfahrung, die zuerst den Blick auf den Gegenstand und dann den Blick zu einander gewährt. Der räumliche und visuelle Aspekt umfasst Hören (vokal-auditiv) und Sehen (gestural-visuell) gleichzeitig.

2.) Der nonverbale Aspekt der Rede selbst:

Hier spielen folgende Dimensionen eine Rolle:

Tonhöhe: mit Lautstärke verbunden, Crescendo, Falsett, Zittern,

Blick: wohlwollend, kritisch, interessiert,

Redepausen: die dem Gesagten Gewicht verleihen (sollen),

Zeitliche Abstimmung: und Interpunktion, einander ins Wort fallen, gemeinsam beginnen...

Ausdruckskraft: entsprechend der Situation, der beruflichen Rolle, der sozialen Situation,

Diktion: Emotionen durch emotionale Wörter, Spannung bis zur Pointe am Ende,

Intonation: Akzente und Betonungen,

Prosodische Signale ergänzen das Gesagte und sind paralinguistischer Ausdruck von Gefühlen. Es handelt sich um Botschaften über die Botschaft, um Botschaften über die Beziehung, was für Therapie und Supervision beim Wahrnehmen von Widerstand von Bedeutung sein kann.

3.) Körperbewegungen beim Reden:

Das können Handbewegungen sein zur Betonung des Gesagten, Kopfnicken zur Bestätigung und Ermunterung, weiter zu reden, und andere Kopfbewegungen. Blickvermeidung beim Lügen, Blickveränderungen bei Pausen oder beim Ende einer Äusserung, Nummerieren mit den Fingern, Gegenstände darstellen zur Veranschaulichung, Gesten, die den Gedankengang darstellen. All diese Äusserungen sind individuell sehr unterschiedlich und von der Kenntnis des äusseren Rahmens abhängig und dienen der Feinabstimmung der Kommunikation.

4.) Vokalisierung und Körperbewegungen auf Seiten des Zuhörers:

Hier besteht ein gleichzeitiges Interaktionsgeschehen (interaction synchrony). Kendon (1970) unterscheidet drei Arten von nonverbaler Reaktion durch den Zuhörer:

- a) der Rede entsprechende Bewegungen und feedback – verstärken, aufmuntern, verbal zustimmen
- b) das Spiegeln von Bewegung und Imitation – als Ausgleich der Reaktion
- c) das Verhalten beim Zuhören – „Gesten-Tanz“

5.) Kontrolle über die Synchronisierung der Äusserungen:

Da gibt es unterschiedliche Signale, wenn der Redner das Wort ergreifen will
wenn der Redende das Wort behalten will
wenn der Redende das Wort erteilt
wenn der Zuhörende das Wort nicht will

Längere Spracheinheiten werden durch grössere Veränderungen zum Beispiel in der Körperhaltung markiert, bei kürzeren Spracheinheiten werden nur kurzfristige Bewegungen, zum Beispiel rasche Augenbrauen- oder Mundbewegungen getätigt. Angela Steer (1972) beschreibt die so genannten Übergangspunkte als Vor-Übergang

Punkt der Veränderung und
Anpassung an neuen stabilen Zustand

Am Beispiel von Begrüssung und Abschied erwähnt sie am Punkt der Veränderung den verstärkten Blickkontakt als Bestärkung der Intimität aus dem Bedürfnis nach feedback.

6.) Interaktionsfolgen, die verbale und nonverbale Handlungen umfassen:

Verbale und nonverbale Handlungen geschehen meist gleichzeitig. Als Beispiel für ein Ritual wird die Begrüssung beschrieben: Zurückhaltende Begrüssung ist meist nur nonverbal, die Annäherung und Vorbereitung ebenfalls nonverbal, die nahe Phase geschieht verbal und nonverbal und die Anknüpfungsphase danach ist hauptsächlich verbal.

Soziale Handlungen wie Versteigerungen, Spiele und andere Rituale enthalten hierarchische Strukturen mit zentralem Plan mit bedeutungstragenden Wortfolgen und begleitenden nonverbalen Mustern. Die Kette sozialer Handlungen entspricht häufig einer standardisierten Abfolge, nach bestimmten Regeln. Beim Training sozialer Fertigkeiten geht es vielfach um ein Bewusstmachen und Benennen der

nonverbalen Signale. Aus dem Bereich der Psychotherapie und Supervision sei auch noch die Einigung auf die Bedeutung derselben erwähnt.

4. 4. 5. Riten und Zeremonien

Riten und Zeremonien, als nonverbale Kommunikation in der Gesellschaft wird ein umfangreicher und interessanter Abschnitt gewidmet. In dieser Arbeit sollen nur supervisionsrelevante Aspekte berücksichtigt werden, die soziale Beziehungen verändern, bekräftigen und wiederherstellen können. Zum Beispiel den Akt von Begrüssung und Abschied, bei dem es sich um die Verdichtung einer sozialen Begegnung handelt und laut Goffman (1956) um einen Zeitabschnitt von „erhöhter Zugänglichkeit“. Die verschiedenen Ausformungen vom Händeschütteln, Küssen, anderen physischen Kontakten bis smalltalk und gemeinsamem Essen und/oder Trinken sollen die Bereitschaft kommunizieren, sich auf das Gegenüber einzulassen. Wie in jedem prozesshaften Handeln gibt es mehrere Phasen, hier sind es drei, **TÜV** genannt:

1. die **Trennung**
2. den **Übergang**
3. die **Veränderung**

Heilungsriten, Beerdigungsfeiern und andere religiöse Riten seien nur am Rande erwähnt. Allen gemeinsam ist die Prävalenz der Gesten vor den Worten, denn „Gesten haben eine Bedeutung, eine Angemessenheit, eine stärkende Wirkung, eine Art kreativer Kraft, die Worte allein nicht geben können“ (Firth, 1970). Auch die sozialpsychologische Erklärung findet sich in dem 3-Stufenmodell der Veränderung, Bestärkung und Wiederherstellung von sozialen Beziehungen wieder.

4. 4. 6. Politik und Werbung

Ein weiteres umfangreiches Kapitel wird der nonverbalen Kommunikation in der Gesellschaft und seiner Beeinflussung in Politik und Werbung gewidmet. Hier sei nur die Begrifflichkeit von IMAGE erwähnt, in der Abgrenzung zu dem Integrativen Konzept der Identität. In der Definition wird nur die Fremdzuschreibung genannt, nämlich „die Vorstellung, die ein Mensch von einem Gegenstand (Seife) oder Person (Politiker) hat.“ Und nicht die andere Seite, die dieses Vorstellung auch erfüllt, oder nicht. Und wieder wird die Betonung auf der Nonverbalität hervorgehoben: „Ebenso wie ein Lächeln eine stärkere Wirkung hat als freundliche Worte, so haben auch in der Politik nonverbale Signale eine stärkere Wirkung als Reden.“

4. 4. 7. Verschiedene Körpersignale

Wie einen Katalog von Ausdrucksrepertoire stellt Argyle eine Liste möglicher Körpersignale zusammen. Darunter fungieren neben Gesichtsausdruck und nonverbaler Vokalisierung der Blick, Gesten und Körperbewegungen, Körperhaltung und Körperkontakt auch das räumliche Verhalten und die äussere Erscheinung. Unter Bevorzugung supervisorischer Relevanz sei hier nur auf das **Verhalten im Raum** eingegangen, das mit den Dimensionen von:

Nähe, als Zeichen von Intimität

Orientierung, als Winkelfunktion der Wahl eines Sitzplatzes

Territorialverhalten, durch Markierungen von Statusunterschieden

Bewegungen in räumlicher Anordnung, als Gestaltung einer Raum (Praxis)-einrichtung

und Höhenunterschiede als Metrum von Gleichheit oder Salienz genau ins supervisorische Setting trifft. Hier findet sich eine wahre Fundgrube für supervisorisches Bewusstmachen von verdeckten Prozessen und Befindlichkeiten, die sowohl den Ort der Supervision als auch den Ort der Arbeitsinstitution betreffen.

5. ZUSAMMENFASSUNG

Zum Schluss stellt Argyle die zusammenfassende Frage, die er auch zu Beginn schon stellte:

Warum verwenden Menschen Körpersprache? Und mit den möglichen Antworten soll in dieser Arbeit auch der Zusammenhang und die Bedeutung für die Praxis der Supervision hergestellt werden.

Antwort 1: es gibt wenig Wörter für Formen, Persönlichkeiten und im zwischenmenschlichen Bereich. Für die Supervision hat diese Antwort wenig Relevanz, da Themen aus dem Arbeitsbereich meist bewusstseitsnah und kognitiv angegangen werden. Selbstverständlich wird die Wichtigkeit der paraverbalen Begleitung nicht in Frage gestellt.

Antwort 2: Nonverbale Signale sind wirkungskräftiger und direkter zum Ausdruck von interpersonalen Einstellungen. Für die Supervision ist es von grosser Bedeutung, diesen zweiten Kanal zur Verfügung zu haben. Besonders wenn Diskrepanz zwischen verbalen und nonverbalen Signalen besteht. Die Gefahr von Deutung Festschreibung ist gross, deshalb muss im intersubjektiven Ko-responzenprozess die gemeinsame Bedeutung ausgehandelt werden.

Antwort 3: Nonverbale Signale sind echter, weil weniger gut kontrolliert. Diese Aussage enthält ebenfalls eine wertende Komponente, im Sinne von „der Körper lügt nicht“ und wenn man nur richtig hinschaut, kann man den anderen bei einer Lüge ertappen. Da die Supervisorische Beziehung ohnehin von Asymetrie gekennzeichnet ist, gibt die Kenntnis über Körpersprache dem Supervisor einen enormen Wissensvorsprung und ausserdem die Möglichkeit, nonverbales Verhalten zu manipulieren. Es wäre wünschenswert, die Kenntnis transparent zu machen und gemeinsam die damit verbundene Erweiterung der sozialen Fähigkeiten und Sensitivität zu nutzen. Denn das Einüben nonverbaler Kommunikationsformen ist gleichzeitig das Einüben sozialer Fertigkeiten. Dazu eignen sich Rollenspiel mit und ohne Video-Aufzeichnungen, mit verbalem oder nonverbalem feedback, Nachahmen von Modellen, und die ganze Palette der Gestalt - Integrativ - und Psychodrama Techniken. Die Beschäftigung mit nonverbalen Ausdrucksweisen schafft grössere Bewusstheit, Ausdrucksfähigkeit und Empfänglichkeit und rückt die Gestalt des menschlichen Körpers mit all seinem Zubehör (Kleidung, Duft, Haartracht, Schmuck, Kosmetik, Piercings und Tattoos) in den Vordergrund.

Antwort 4: Menschliche Beziehungen werden bewusst nonverbal gesteuert, an der Grenze zum Bewusstsein, weil es hinderlich wäre, offen zu erklären, dass man den anderen nicht mag. Die Beziehung nicht ganz so deutlich zu machen, lässt auch Veränderungsmöglichkeiten zu. Diese Aussage zeigt die Grenzen des Machbaren auf, dass man nicht alles bis in den letzten Winkel

bewusst machen kann, und auch nicht muss, weil die Kraft des Unbewussten eine der grossen menschlichen Ressourcen darstellt. Und auch in der Supervision steht den Beteiligten ein Stück Bescheidenheit nicht schlecht zu Gesicht.

Antwort 5: Nonverbale Signale unterstützen den Sprachfluss und erleichtern die Synchronisierung der Kommunikation. Ohne sie müsste man ständig Kommentare zur Befindlichkeit und Regie-Anweisungen abgeben. Ständiges feedback würde den Redenden unterbrechen und den Kontakt auch. Ein geschulter Blick für visuelle Signale, ein geübtes Ohr für akustische Schwingungen, ein sensibles Gespür für Atmosphären, Hierarchien und Machtstrukturen sind wichtige Instrumentarien für den Supervisor, der sich mit Körpersprache befasst.

6. Schlussbemerkungen

Die Beschäftigung mit der Entwicklungsgeschichte der Nonverbalen Kommunikation schafft einen weiten Horizont über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit und des menschlichen Umgangs miteinander. Sie zeigt, wie bei aller vermeintlichen Freiheit die Menschheit eingebunden ist in den Strom des Lebens, sei es tierischen oder menschlichen Ursprungs. Wie das Miteinander Regeln der Verträglichkeit untereinander ausgesetzt ist, wie trotz allen Zivilisations- und Sozialisationsprozessen noch immer der „Kampf ums Dasein“ gekämpft sein will und das Gesetz des Stärkeren, der überlebt bis heute seine Gültigkeit bewahrt hat. Darwin hat begonnen, diese Gesetzmässigkeiten zu erforschen, viele Evolutionsbiologen sind ihm gefolgt, Argyle hat seine Ideen evolutionspsychologisch weiter entwickelt und die Sozialpsychologen werden den Körpersprachlichen Ansatz bis in die kleinste Mikrozelle menschlichen Miteinanders verfolgen und verfeinern.

Zusammenfassung: Zur Entwicklungsgeschichte der Nonverbalen Kommunikation und ihrer Bedeutung für die Praxis der Supervision

Es wird eine kompakte Übersicht über die Ursprünge nonverbaler Kommunikationsforschung bei Darwin gegeben und die darwinschen Grundlagen moderner Nonverbalitätskonzepte (Argyle) dargestellt, die besonders für Kommunikationsprozesse in der Integrativen Therapie und Supervision Relevanz haben.

Schlüsselwörter: Nonverbale Kommunikation, Darwin, Argyle, Integrative Supervision,

Summary: On the Developmental History of Nonverbal Communication and its Impact for the Practice of Supervision

A concise overview over the beginnings of nonverbal communication research with Darwin is given. The darwinistic foundation of modern nonverbal concepts (Argyle) are presented that have high relevance for the understanding of communication processes in Integrative Therapy and Supervision.

Keywords: Nonverbal Communication Darwin, Argyle, Integrative Supervision

Literatur

- Argyle, M. (2002): Körpersprache und Kommunikation, das Handbuch, Junfermann, Paderborn.
- Darwin, Ch. (1871): The descent of man, and selection in relation to sex, 2 vol. (deutsch Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl).
- Darwin, Ch. (1872): The expression of emotion in man and animals, London: John Murray.
- Darwin, Ch. (1877): A biographical sketch of an infant, *Mind* 2, 285-294.
- Darwin, Ch. (1884): Der Ausdruck der Gemütsbewegungen beim Menschen und den Tieren, Leipzig: Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung.
- Darwin, Ch (1980): Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (On the origin of species by means of natural selection 1859) Reclam, Stuttgart 1980.
- Darwin, Ch. (1963) Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, Stuttgart: Reclam, Universal- Bibliothek.
- Darwin, Ch. (2000): Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren, Bearb. v. Ekman, München: P. Eichborn Verlag.
- Goffman, E. (1969): Wir alle spielen Theater, die Selbstdarstellung im Alltag, Piper, München.
- Keynes, R. (2001): Annes Schatulle, Charles Darwin, seine Tochter und die menschliche Evolution, London: Verlag Fourth Estate.
- Lamacz-Koetz, I., Petzold, H.G. (2004): Spiegelneuronen – Ihre Bedeutung für die Supervision. Hückeswagen: Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit.
- Mayr, E. (1994): Und Darwin hat doch recht, Charles Darwin, seine Lehre und die moderne Evolutionsbiologie, München, Zürich: Piper.
- Petzold, H.G. (1974j): (Hrsg.) Psychotherapie und Körperdynamik, Junfermann, Paderborn, 3. Aufl. 1979.
- Petzold, H.G. (1974k): Integrative Bewegungstherapie. In: Petzold (1974j), 285-404
- Petzold, H.G. (1988n): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ausgewählte Werke Bd. I, 1 und I, 2 Junfermann, Paderborn, 3. revid. und überarbeitete Auflage 1996a.
- Petzold, HG. (1993/2003): Integrative Therapie, Schriften zu Theorie, Methodik und Praxis, Junfermann, Paderborn, 2. Aufl. 2003.
- Petzold, H.G. (2002j): Das Leibsubjekt als „informierter Leib“ – embodied and embedded. Leibgedächtnis und performative Synchronisationen. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit 07/2002 und in 2003a, 1051-1092.
- Petzold, H.G. (2004h): Der „informierte Leib im Polylog“ - ein integratives Leibkonzept für die nonverbale/verbale Kommunikation in der Psychotherapie. In: Hermer, M.,Klinzing, H.G.(Hrsg.) (2004): Nonverbale Kommunikation in der Psychotherapie. Tübingen: dgvt. 107-156.
- Petzold, H. G. (2009a): Evolutionäres Denken und Entwicklungsdynamiken im Feld der Psychotherapie - Integrative Beiträge durch inter- und transtheoretisches Konzeptualisieren. Hommage an Darwin. Bei www.FPI-publikationen.de/materialien.htm - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - Jg. 2009, auch erschienen in *Integrative Therapie* 4, 2008, 356-396.
- Petzold, H.G. (2009c): Körper-Seele-Geist-Welt-Verhältnisse in der Integrativen Therapie. Der „Informierte Leib“, das „psychophysische Problem“ und die Praxis. *Psychologische Medizin* 1 (Graz) 20-33.
- Petzold, H.G., Orth, I, (1988a): Methodische Aspekte der Integrativen Bewegungstherapie im Bereich der Supervision. *Motorik, Zeitschr. f. Motopäd. u. Motother.* 2 44-56; revid. in (1988n/1996a [S.563-581]).
- Stroebe W. et al (2002): Sozialpsychologie, eine Einführung. Berlin: Springer.
- Darwin: Die Evolution der Lebensformen (Literaturangaben)
- Wuketits, Franz M. (1998): Eine kurze Kulturgeschichte der Biologie. Mythen - Darwinismus – Gentechnik. Darmstadt: Wissensch. Buchges.